

## REZENSIONEN

---

WIENER SLAVISTISCHES JAHRBUCH, Band 52/2006, 225–295  
© 2007 by Österreichische Akademie der Wissenschaften, Wien

---

Jiří Holý, Geschichte der tschechischen Literatur des 20. Jahrhunderts, hrsg. v. Dominique Fliegler, aus dem Tschechischen übersetzt v. Dominique Fliegler und Hanna Vintr, Wien (Edition Praesens) 2003, 436 S.

Jiří Holý, Professor für neuere tschechische Literatur an der Philosophischen Fakultät der Karlsuniversität in Prag, hat eine über 400 Seiten zählende Geschichte der tschechischen Literatur des 20. Jahrhunderts geschrieben, die von Dominique Fliegler und Hanna Vintr übersetzt und im Jahr 2003 in der Wiener Edition Praesens herausgegeben wurde. Das Buch knüpft an die tschechische Fassung des Autors an, die die zweite Hälfte der von einem Autorenkollektiv erarbeiteten Publikation *Česká literatura od počátku k dnešku* bildet (Prag 1998, 2. Auflage 2002). Der umfangreiche Stoff ist in vier große Kapitel gegliedert: „Die Zeit des Modernismus“, „Die glücklichen Jahrzehnte der tschechischen Literatur“, „Die Literatur unter dem nationalsozialistischen und stalinistischen Totalitarismus“ und „Tauwetter, Prager Frühling und die Folgen“.

Jiří Holý gehört zur mittleren Generation der sogenannten Prager Schule, welcher manchmal eine vorwiegend theoretische Ausrichtung vorgeworfen, keinesfalls jedoch eine literaturhistorische Ausrichtung zugeschrieben wird. Seine Arbeit ist ein Beleg für die Produktivität des Zugangs der Prager Schule auch zur Literaturgeschichte der allerneuesten Gegenwartsliteratur. Die Anwendung von strukturalen Prinzipien geschieht bei diesem Autor nicht äußerlich proklamativ, sondern ganz organisch. Dabei stößt die Applikation der Überzeugung, dass literarische Werte eine spezifische entwicklungsgeschichtliche Immanenz aufweisen, auf den zähesten Widerstand des Materials selbst. Eine Periode ungestörter Kontinuität waren gerade nur die zwei Jahrzehnte zwischen 1918 und 1938, diese zwei „glücklichen Jahrzehnte der tschechischen Literatur“.

Außerliterarische Einflüsse beeinträchtigten die tschechische Literatur im gesamten 20. Jahrhundert mehr als spürbar. Von der Jahrhundertwende bis zum Jahr 1918 war die tschechische Literatur die Literatur eines Volkes, das im Rahmen von Österreich-Ungarn lebte, im industriellen Herzen des Reiches, das jedoch im Unterschied zu Ungarn keine politische Anerkennung oder staatliche Autonomie erhielt. Die tschechische Literatur wandte sich jedoch schon in der Epoche der Moderne von den didaktischen Aufgaben der nationalen Erneuerung ab und widmete ihre Aufmerksamkeit den Problemen des modernen Individuums und der Suche nach einem neuen künstlerischen Ausdruck. Mit dem Jahr 1918 wurde sie zur Literatur eines Volkes, das die staatliche Selbständigkeit erlangte, jedoch von neuerlichen nationalen und sozialen Konflikten nicht verschont blieb, unter deren Last das Staatsgebilde der ČSR im Jahre 1938 scheiterte. Es brachen zwei unterschiedliche Epochen der Totalität an: die Epoche der nationalsozialistischen Okkupation und die Epoche der Herrschaft des Stalinismus. Während die erste Epoche den spontanen Widerstand der Schriftsteller hervorrief, war die zweite Epoche komplizierter. Die linke Orientierung eines Teils der Zwischenkriegsavantgarde und die jugendliche Begeisterung der jungen Generation im Mai des Jahres 1945 führten zu einer breiten Akzeptanz des Sozialismus auch unter den Schriftstellern. Erst der Widerspruch zwischen Theorie und Praxis rief den immer entschiedeneren Widerstand der Schriftsteller her-

vor, der sich in ihrem Werk, auf Schriftstellerkongressen und schließlich im Versuch einer Reform im Prager Frühling 1968 zeigte. Seine brutale Unterdrückung durch russische Panzer spaltete die tschechische Literatur für weitere zwanzig Jahre in drei Strömungen: in die offizielle Literatur, die Samizdat- und die Exilliteratur. Erst der November 1989 schuf die Bedingungen für ein normales, freies literarisches Leben in der Tschechischen Republik.

Schon dieser knappe Aufriss der sich wandelnden Bedingungen für das tschechische literarische Leben deutet an, mit welchen Hindernissen die Schaffenden kämpfen mussten, und wie schwer es war, eine Kontinuität der eigentlichen literarischen Problematik aufrechtzuerhalten. Zum Glück hatte die tschechische Literatur des 20. Jahrhunderts eine Reihe von Persönlichkeiten, die es trotz der ungünstigen Verhältnisse und um den Preis erschwelter Publikationsmöglichkeiten für ihre Werke in ihrer Heimat und in der Zeit ihres Entstehens geschafft haben, eine Kontinuität der künstlerischen Entwicklung über das ganze 20. Jahrhundert aufrechtzuerhalten. In dieser Zeit partizipierten die bedeutendsten Persönlichkeiten der tschechischen Literatur schon an der Entwicklung der europäischen Literatur, und in einer Reihe von Fällen – zum Beispiel im Fall von Jaroslav Hašeks *Svejk*, der Science-fiction-Dramen von Karel Čapek oder der Lyrik von Jaroslav Seifert, František Halas und Vladimír Holan sowie der Romane von Milan Kundera oder der Prosa von Bohumil Hrabal und Josef Škvorecký – griffen sie auch in die internationale literarische Entwicklung ein.

Jiří Holý kombiniert in seiner Literaturgeschichte den Aufriss des historischen Entwicklungsrahmens und die Charakterisierung des literarischen Lebens mit der Beschreibung des literarischen Prozesses einzelner Epochen und mit der Analyse von Werken bedeutender Persönlichkeiten und auch von Autoren, die für die Entfaltung einzelner literarischer Gattungen und Genres typisch sind. Dabei widmet er sich in verhältnismäßiger Ausgewogenheit sowohl der Lyrik, der Prosa und dem Drama wie auch dem Denken über die Literatur. Besonders gelungen ist die Darstellung der Literatur der Ersten Republik, also der zwanziger und dreißiger Jahre, und der Literatur der sechziger Jahre. Die Verfasser von literaturhistorischen Arbeiten verstehen es selten, ihre Auslegung mit der gleichen analytischen Kraft bis in die Gegenwart fortzuführen. Jiří Holý ist es gelungen, die Entwicklung der tschechischen Literatur mit ungeminderter Intensität bis zum Ende des 20. Jahrhunderts durchzuziehen (auch wenn seine Charakteristik der Postmoderne zu den weniger gelungenen Passagen des Buches zählt.)

Am Ende ist der Band um umfangreiche bibliographische Angaben ergänzt: man findet die Bibliographien zu deutschen Übersetzungen von Büchern tschechischer Autoren, ein Verzeichnis von Anthologien zur tschechischen Literatur und eine Auflistung von bohemistischen Studien in deutscher Sprache. Schon im Buchtext wird die fruchtbare Koexistenz der tschechischen, deutschen und jüdischen Literatur in den tschechischen Ländern bis ins Jahr 1945 reflektiert. Wie bei jeder Arbeit, die eine so lange Zeitspanne umfasst, wie es das dramatische 20. Jahrhundert ist, könnte man den Wunsch äußern, dass noch das eine oder andere Buch erwähnt werden sollte, zum Beispiel Egon Erwin Kischs *Entdeckungen in Mexiko*, Jiří Muchas *Verbrannte Saat* oder Libuše Moníková's *Die Fassade*, auch wenn der Autor eine bewundernswerte Fähigkeit unter Beweis stellt, die Fülle des Materials zu erfassen.

Man kann also zusammenfassen, dass es Jiří Holý mit seiner Geschichte der tschechischen Literatur des 20. Jahrhunderts gelungen ist, ein Standardwerk zu diesem Fach zu schaffen, ein Buch, an das sich mit Vertrauen wenden kann, wer sich für die tschechische Literatur interessiert – zur Belehrung und auch zum Lesevergnügen, denn diese Literaturgeschichte ist in einer lebendigen und leserfreundlichen Sprache geschrieben, deren Qualität auch die gelungene Übersetzung beibehält.

Květoslav Chvatik  
Feldgüetliweg 82  
CH-8706 Meilen

Die Wiener Moderne in slawischen Periodika der Jahrhundertwende, Hrsg. Stefan Simonek (= Wechselwirkungen. Österreichische Literatur im internationalen Kontext, Bd 10), Bern usw. (Peter Lang) 2006, 200 S.

Die deutschsprachige Belletristik fand im Vergleich zu den romanischen oder englischsprachigen Literaturen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in den slawischen Kulturszenen nur ein recht begrenztes Interesse, sieht man von der Rezeption einiger weniger etablierter Autoren insbesondere der Weimarer Klassik, namentlich Goethe und Schiller, sowie Heine ab. Wesentliche Gründe hierfür waren ihre ästhetische wie thematische Inattraktivität für viele Slawen in einer Phase eines wachsenden Nationalismus, dessen Antagonismen gerade in den deutsch-slawischen Beziehungen zudem durch spezifische kulturelle wie politische Spannungen gesteigert wurden. Dies änderte sich erst im ausgehenden 19. Jahrhundert, ja fast schlagartig interessierte man sich nun von slawischer Seite aus im Rahmen der beginnenden, weit eher kosmopolitisch orientierten Moderne auch wieder für deutschsprachige schöngeistige Literatur. Sie wird damit für slawische Autoren erneut zu einem gegenüber anderen Literaturen gleichberechtigten Partner, ohne allerdings auch nur annähernd eine privilegierte Stellung zu erlangen. Hierbei nimmt man erheblich deutlicher als früher die österreichische Literatur als eigenständiges Phänomen wahr, ja diese beginnt schon früh gleichsam mit dem deutschen Naturalismus und der reichsdeutschen und insbesondere Berliner Moderne zu konkurrieren.

Diesen Wendepunkt suchen die Beiträge des vorliegenden Sammelbandes zu erfassen, der sich auf die Rezeption der Wiener Moderne in jenen zeitgenössischen ost- und westslawischen Periodika konzentriert, die als Foren überwiegend jüngerer Autoren zumindest in Teilen ähnliche ästhetische oder inhaltliche Tendenzen wie ihre österreichischen Kollegen vertreten. Die südslawischen Literaturen wurden dagegen leider aus unterschiedlichen Gründen weitgehend ausgeblendet. So unterblieb etwa die Behandlung der kroatischen und serbischen Reaktionen auf Werke vor allem von Bahr und Schnitzler im „Glasnik Matice dalmatinske“ (1902–1904), in der Sarajevoer Zeitschrift „Nada“ (1895–1903), und im in Sremski Karlovci edierten „Brankovo kolo“ (1895–1914), und zudem klammerte man die in Wien edierte „Mladost“ aus, da ihr Wirken zur Genüge erforscht schien. Ansonsten präsentieren die Einzelstudien jeweils sehr fundiert und im faktischen Bereich weitestgehend erschöpfend die einschlägigen Reaktionen auf die Wiener Moderne, was die Verfasser durchwegs in sehr instruktive Überblicke über das Gesamtprofil des von ihnen behandelten Periodikums wie auch das weitere Umfeld der Rezeption österreichischer Literatur einbetten.

R. Ziegler konstatiert für den ursprünglich den russischen Populisten nahestehenden „Severnij vestnik“ (1885–1898), der Ende des 19. Jahrhunderts eines der führenden Organe zur Vermittlung westeuropäischer Literatur nach Russland war, eine deutliche Dichotomie (S. 23–37). So rezipiert man in der Anfangszeit vorwiegend bekanntere österreichische Autoren der älteren Generation (R. Hamerling, K. E. Franzos) hauptsächlich unter sozio-kulturellem Aspekt. Erst Mitte der 1890-er Jahre wandelt sich das Bild, indem nun vorwiegend aus deutscher Feder dem russischen Publikum Einblicke in die neueste deutsche Literatur geboten werden, was allerdings die Wiener Produktion nur als Teil der gesamtdeutschen Literaturszene und zudem als vielfach noch provinziell erscheinen lässt, ohne dass man sich eingehender mit ihren ästhetischen Positionen auseinandergesetzt oder gar einzelne Vertreter deutlicher hervorgehoben hätte. Erst der vorwiegend als Kunstzeitschrift fungierende „Mir iskusstva“ (1898–1904) reagiert konkreter auf Wiener Spezifika, doch präsentiert er neben Mitteilungen überwiegend zur Wiener Kunstszene fast ausschliesslich H. Bahr mit Übersetzungen bereits etwas angestaubter Artikel in seiner Rolle als Kritiker österreichischer kultureller Rückständigkeit, und nicht etwa als einen der Wegbereiter der österreichischen Moderne. Folglich dient seine Rezeption letztlich weniger der Vermittlung von Informationen als vielmehr der Anregung einschlägiger innerussischer Diskussionen, wie E. Hausbacher betont (S. 39–58).

Erst „Vesy“ (1904–1909) als wohl bedeutendste Zeitschrift des russischen Symbolismus berichteten unter der Redaktion V. Brjusovs, eines führenden russischen Symbolisten der älteren Generation, gerade in den Anfangsjahren häufiger über die junge Wiener Literatur als eine im Grunde wesensverwandte Strömung, ohne sie jedoch an allzu prominenter Stelle zu führen. Hierbei schätzten die oft aus einem deutsch orientierten kulturellen Milieu stammenden

teils namhaften Vermittler wie A. Eliasberg und A. Luther vor allem H. von Hofmannsthal nicht zuletzt als Lyriker, doch fanden auch Altenberg, Bahr und Schnitzler überwiegend ein positives Echo, was H. Ottinger in ihrer insgesamt sehr ausgewogenen Studie detailliert belegt (S. 59–76). Dagegen lehnten die jüngeren, einem teils religiös geprägten Symbolismus zuneigenden Autoren wie A. Belyj oder A. Blok die Wiener Moderne eher ab, indem sie in ihrem Organ „Zolotoe runo“ (1906–1909) Hofmannsthal und Schnitzler allzu oberflächlichen Ästhetizismus ohne wirklichen geistigen Tiefgang vorhielten. Recht bedenklich ist, dass demgegenüber ausgerechnet der Exzentriker O. Weininger mit seinen reichlich kontroversen, zum Antisemitismus tendierenden Ideen zum Verhältnis von Eros und Genie zuweilen positiv präsentiert wurde, wie auch S. Simonek anmerkt (S. 77–94). Hiermit korrespondiert gleichsam das Scheitern einer Zusammenarbeit von Vertretern der Wiener Moderne mit der seinerzeit insgesamt herausragendsten russischen Kunst- und Literaturzeitschrift „Apollon“ (1909–1917), wie F. B. Poljakov eingehend darlegt (S. 95–113). Eine 1909 geplante „deutsche“ Nummer des „Apollon“, an der sich Altenberg, Bahr, Hofmannsthal, Salten und Schnitzler hätten beteiligen sollen, scheiterte wohl vorrangig an finanziellen Belangen. So blieb es hier letztlich bei einer sporadischen Berichterstattung über die Wiener Szene aus der Feder J. von Guenthers, der als Sympathisant des Kreises um S. George noch am ehesten Hofmannsthal akzeptierte, in der Wiener Literatur ansonsten aber mehr eine Spielart des Manierismus sah.

Unter den in der Habsburger Monarchie erschienenen Zeitschriften sah der „Literaturnaukovyĭ vistnyk“ in der Frühzeit seines Erscheinens (1898–1906) eine seiner wesentlichen Aufgaben darin, die ukrainische Literaturszene über aktuelle Entwicklungen in den westeuropäischen Literaturen zu informieren. Obgleich sich unter seinen Herausgebern mit I. Franko, einem Vertreter des späten Realismus, gar ein guter Kenner Wiens und langjähriger Korrespondent von H. Bahrs „Zeit“ befand, nehmen Beiträge über Wiener Belange dennoch nur einen bescheidenen Raum ein, wie S. Simonek konstatieren muss (S. 115–130). Abgesehen von Berichten über das Kulturleben reduzieren sie sich im Grunde auf eine teils sehr kritische, aber auch konstruktive Auseinandersetzung mit Bahr und den allerdings kommentarlosen Abdruck zweier Texte von Schnitzler. Demgegenüber besitzt die der Neoromantik verpflichtete Krakauer literarische und politische Zeitschrift „Życie“ (1897–1900) bereits eine typologische Verwandtschaft mit Bahrs „Zeit“, resp. in der graphischen Gestaltung mit „Ver sacrum“, wie A. Woldan sehr anschaulich verdeutlicht (S. 131–149). Gleichwohl räumt auch sie der Wiener Moderne im Vergleich etwa mit der französischen Literatur nur einen bescheidenen Platz ein, und dies einzig in der Frühphase ihres Erscheinens, ehe der weit stärker an Kontakten zur reichsdeutschen Kulturszene und zu Prag interessierte S. Przybylski die Redaktion übernahm. Immerhin kamen neben Notizen über die Wiener Kunst- und Theaterszene Bahr, Schnitzler und vor allem Altenberg bei Gelegenheit durchwegs recht positiv zu Wort, was einige kürzere Erzählungen aus der Feder T. Rittners ergänzen. Dagegen kann J. Krzysztoforska-Doschek hinsichtlich Z. Przesmycki „Chimera“ (1901–1907) nur das weitgehende Fehlen von Reaktionen auf die Wiener Kulturszene konstatieren (S. 151–160). Teils kosmopolitisch ausgerichtet und hierbei zu einem Idealismus und Dekadenz verschmelzenden Ästhetizismus tendierend, erschien ihm die impressionistisch geprägte Wiener Szene offensichtlich als zu seicht, und so akzeptierte er allenfalls in Grenzen den Lyriker Hofmannsthal.

Unter den tschechischen Zeitschriften der Jahrhundertwende ragt literarisch A. Procházka vor allem anfangs prononciert Positionen der Dekadenz vertretende und zugleich kosmopolitisch eingestellte „Moderní revue“ (1894–1925) heraus. Gemäß ihrer Orientierung lehnte sie insbesondere Bahrs ästhetische Positionen ab und äußerte sich auch sonst zuweilen recht herablassend über die Wiener Szene, ließ aber gleichwohl fast alle bedeutsamen Vertreter der Wiener Moderne in Form von Rezensionen ihrer Werke zu Wort kommen. Während Schnitzler dabei recht kontrovers aufgenommen wurde, fallen die Urteile zu Altenberg und Hofmannsthal, von denen man bei Gelegenheit gar Texte abdruckte, wohl auch dank persönlicher Kontakte erheblich wohlwollender aus. Allerdings fehlt der Darstellung dieser Zeitschrift das Korrektiv durch die Präsentation zweier anderer Periodika, die ebenfalls häufiger – und oft positiver – über Wiener literarische Kreise berichteten, wie G. Zand selbst nachdrücklich bedauert (S. 161–180, hier S. 165): des Masaryk nahestehenden, von J. Herben herausgegebenen und bereits im Namen an Bahrs „Zeit“ gemahnenden „Čas“ (1896–1914), und der ebenfalls liberalen politisch-kulturellen Zeitschrift „Rozhledy“ (1892–1909), die mit F. V. Krejčí wiederum einen Prager Korrespondenten der „Zeit“ als zeitweiligen Chefredakteur besaß.

An südslavischen Periodika wird mit dem „Ljubljanski zvon“ (1881–1941) zwar das führende literarische Organ des slowenischen kulturellen Establishments vorgestellt, doch sah sich dieser vorwiegend als Sprachrohr nationaler Belange und vermittelte nur in geringerem Maße fremdsprachige Literaturen, darunter an deutschsprachigen Werken am ehesten Vertreter der Weimarer Klassik und der Romantik. Entsprechend ablehnend reagierte man auf die Moderne, und so unterblieb die publizistische Auseinandersetzung mit der zeitgenössischen Wiener Kulturszene fast völlig. Dies muss auch A. Leben resignierend feststellen (S. 181–192), der nur am Rande die Diskussionen über die Moderne in anderen slowenischen Periodika streift und hierbei leider den wohl einzigen ausführlicheren seinerzeitigen Versuch einer Wertung des Dramas der Wiener Moderne übergeht (E. Jarc, *Moderna nemška drama*, in: *Katoliški obzornik* 8/1904, 12–27, 182–196, 434–444, hierbei u. a. eingehender über Schnitzler und Hofmannsthal).

Damit zeigen insgesamt vorwiegend nur die in der Habsburger Monarchie erschienenen zeitgenössischen slawischen Periodika ein etwas größeres Interesse an der Wiener Moderne, die aber insgesamt im Schatten gerade der französischen Moderne bleibt, ja auch im deutschen Naturalismus und der Berliner Moderne ernsthafte Konkurrenten besitzt. Die Meinungen oszillieren dabei zwischen der Wertschätzung einzelner Werke und einer zuweilen distanziert-herablassenden Beurteilung ihres allgemeinen Erscheinungsbildes. Letzteres wurde allerdings sicherlich auch durch allgemeine Ressentiments politischer wie kultureller Art gegenüber Wien als dem Zentrum eines von vielen Slawen nicht sonderlich geliebten Reiches mitbestimmt, wie S. Simonek in seiner „Vorbemerkung“ anklingen lässt, die die Ergebnisse des ungeachtet einzelner Lücken im faktischen Bereich gleichwohl rundum gelungenen Bandes in konziser Form zusammenfasst (S. 7–21).

Peter Drews  
Slavisches Seminar der Universität Freiburg  
Universitätsstraße 9  
D-79085 Freiburg i. Br.

Juraj Vaňko, *Slovaško-slovenska homonimija. Slovar slovaško-slovenskih medjezi-kovnih homonimov*, Ljubljana (Filozofska fakulteta, Oddelek za slavistiko) 2003, 240 S.

In den letzten Jahren widmen sich nationale Sprachwissenschaften zunehmend der Bearbeitung jenes Teils des Wortschatzes, den gleichlautende Wörter mit unterschiedlicher Bedeutung, die Homonyme, bilden. Es erscheinen Nachschlagewerke für einzelne Sprachen (ein Wörterbuch der Homonyme der slowakischen Sprache kam 1997 heraus) und Wörterbücher, die Homonyme genetisch naher Sprachen sammeln. Hierzu gehört auch das in Ljubljana erschienene Wörterbuch der slowakisch-slowenischen Homonyme von Juraj Vaňko.

Die Ansichten der theoretischen Linguistik über das lexikalische Phänomen der Homonymie und der Polysemie sind nicht einheitlich. Traditionell wird unter Homonymie ein Typus lexikalischer Mehrdeutigkeit verstanden, bei dem es sich um unterschiedliche Wörter, oft auch mit unterschiedlichen Etymologien, handelt; bei Polysemie hingegen geht es um ein Wort, welches ein Spektrum verschiedener aufeinander bezogener semantischer Merkmale aufweist.

Lexikalische Homonymie wird einerseits sehr eng aufgefasst (Homonyme, die durch Ko- inzidenz entstanden sind), andererseits aber auch sehr breit (unter Einbeziehung von Homographen, Homophonen, Homoformen, Homomorphen), was sich auf den Charakter und Umfang der Wörterbücher der Homonyme auswirkt. Verhältnismäßig einfach ist die Situation bei einsprachigen Wörterbüchern. Komplizierter wird es bei der Konzipierung und lexikographischen Bearbeitung homonymer Ausdrücke zweier – wenn auch genetisch nahe stehender –

Sprachen, da es sich um Homonyme zweier selbstständiger Codes in bilingualer Kommunikation handelt.

J. Vaňko fasst die Homonymie in breiterem Rahmen auf. Zu den echten bilingualen Homonymen (Identität von Form, phonetisch-phonologischer Struktur, Graphemik, Morphologie etc.) zählt er auch Homoformen, Homophone, wortbildende Komposita, Paronyme u. ä. Dadurch wächst der Umfang des exemplifizierten Materials an, und die theoretischen Grundlagen der Homonymie können sich mit denen der Polysemie überschneiden. Diese strukturell-systematische „Diffusion“ überwindet Vaňko durch Einbeziehung des kommunikativen Aspekts. Danach wird die Alltagskommunikation im Slowakischen und im Slowenischen durch eine relativ große Anzahl von Homonymen (in allen formalen Varianten) und polysemantischen Wörtern mit unterschiedlicher Verteilung der semantischen Merkmale erschwert. Vaňko wirkt mit seinem Nachschlagewerk dem Mythos von einer problemlosen Verständigung zwischen diesen zwei einander nahen Sprachen entgegen.

Aus Sicht der Kommunikation sind nämlich für eine formale Übereinstimmung von Lexemen in zwei Kommunikationscodes weder eine strikte Festlegung der Kriterien noch sprachlich-genetische Zusammenhänge (etymologisches Argument) von Belang, da sie nicht zur Kompetenz des durchschnittlichen Sprechenden gehören. Wichtiger ist es, diejenigen Lexeme zusammenzustellen, die das Verstehen sprachlicher Äußerungen erschweren, ihre semantische Struktur zu beschreiben und ihre Bedeutungen zu vergleichen sowie einen Thesaurus der Homonyme mit Angaben eines minimalen Verwendungskontextes anzubieten.

Das vorliegende Wörterbuch ist in drei Abschnitte unterteilt. Im Vorwort erörtert J. Vaňko die Entstehungshintergründe des Werks. Im zweiten Teil „Slovensko-slovinská interlingválna homonymia“ erörtert der Verfasser die methodologischen und theoretischen Grundlagen und gibt Aufschluss über seine Vorgehensweise bei der Bearbeitung des gesammelten Materials. Er geht dabei von anerkannten Wörterbüchern aus wie dem *Slovar slovenskega knjižnega jezika*, dem *Krátky slovník slovenského jazyka* und dem *Slovník slovenského jazyka* sowie von eigener Lehrerfahrung (Gastlektor) und den Erfahrungen seiner Studenten in Ljubljana (Laibach). Die bearbeiteten Homonyme teilt er in zwei Gruppen: in interlinguale homogene und interlinguale heterogene Homonyme, wobei die ersteren überwiegen. Sie entstanden durch Zerfall der Polysemie in ursprünglich urslawischen Wörtern und entwickelten sich nach eigenen Gesetzmäßigkeiten. Anhand einiger Beispiele stellt J. Vaňko plausibel die etymologische Entwicklung einer Wurzel, deren Polysemisierung und den nachfolgenden Zerfall in homonyme Bedeutungen im Slowakischen und Slowenischen dar. Zwischensprachliche heterogene Homonyme sind durch zufälliges Zusammentreffen von Formen entstanden; sie haben unterschiedliche Denotate.

Im theoretischen Teil bedient sich der Autor bei der Beschreibung der Bedeutungen des Deutschen als Metasprache. Fraglich ist allerdings, wie dies für Leser, die kein Deutsch sprechen, hilfreich sein kann. Es könnte so auch der Eindruck entstehen, dass beide Sprachen nicht genügend Ausdrucksmittel hätten, um die Bedeutungen zu beschreiben. In diesem theoretischen Teil hätte sich empfohlen, den Abschnitt über wortbildende Homonyme (Präfix- und Suffixderivation) zu kürzen, da der Autor diese hier im Vergleich zu anderen Typen der Homonymie allzu detailliert erörtert. Den einführenden theoretischen Abschnitt bewerten wir als einen wertvollen Beitrag zur Theorie des asymmetrischen Dualismus des sprachlichen Zeichens.

Den Kern der Arbeit bildet das Wörterbuch. Die Wortpaare sind nach dem slowakischen Alphabet angeordnet. In der linken Spalte sind die slowakischen, in der rechten die slowenischen Homonyme angeführt. Der Autor folgt bei der Anordnung der Lemmata einer aus anderen Wörterbüchern übernommenen Struktur (mit hierarchischer Gliederung polysemischer bzw. auch homonymischer Bedeutungen, unterlegt mit Beispielen), führt allerdings auch eigene Beispiele an oder passt die aus Wörterbüchern übernommenen an. Unterschiedliche (homonymische) Bedeutungen sind kursiv, deren Ein-Wort-Äquivalente fett gedruckt. In den Einträgen werden nicht nur unterschiedliche, sondern auch gemeinsame bzw. weitere Bedeutungen angeführt, die nicht in der Bedeutungsstruktur des anderen Wortes begriffen sind. So bietet der Textteil ausreichende Informationen für Studierende der slowenischen oder der slowakischen Sprache oder überhaupt für praxisorientierte Benutzer. Das Hauptaugenmerk gilt dem Kern des Wortschatzes, die Lemmata weisen außerdem bei Bedarf auch grammatische und stilistische Qualifikatoren auf.

Das slowakisch-slowenische Wörterbuch der Homonyme, die erste Arbeit dieser Art, ist von der Konzeption her durchdacht und basiert auf solider wissenschaftlicher und lexikographischer Bearbeitung. Es dient verlässlich sowohl Slowakisch- und Slowenisch-Studenten, Übersetzern und Linguisten als auch dem Kreis derer, die sich für beide Sprachen näher interessieren.

Juraj Glovňa  
 Slavisches Institut der Universität zu Köln  
 Weyertal 137, D-50931 Köln  
 Juraj.Glovna@uni-koeln.de

Paul Garde, *Le discours balkanique. Des mots et des hommes, Le Grand Livre du Mois*, Paris (Librairie Anthème Fayard) 2004, 480 S.

Der Verfasser, emeritierter Professor der Slawischen Philologie an der Universität Aix-en-Provence, hat sich als Sprachwissenschaftler einen Namen gemacht. Er gehört zweifellos zur Spitze des Faches in Frankreich, und auch weltweit ist er hoch geschätzt. Immer schon hatte er ein lebhaftes Interesse für alles Südslawische. Als sich dann der blutige Zerfall Jugoslawiens ereignete, hat er begonnen, sich damit auseinanderzusetzen und den Hintergrund des Geschehens für sich und für andere zu erklären. Dabei ist er – in einem Zug – zum Verfasser von vier Büchern geworden, von denen schon das erste unter dem Titel „Leben und Tod Jugoslawiens“ durch profunde Kenntnisse und verständnisvolle Objektivität die Aufmerksamkeit der anspruchsvollen Leser geweckt hat und bisher in drei Auflagen erschienen ist. Dieses Buch hilft, viele falsche Auffassungen und oberflächliche Klischeevorstellungen zurecht zu rücken. Dieser Erfolg erwies sich als bleibend, und ein weiteres Buch ist ebenfalls dreimal aufgelegt worden, zwei weitere bisher nur einmal.<sup>1</sup> Auf diese Weise ist der Philologe und Sprachwissenschaftler, ohne dabei auch im Geringsten aufzuhören dies zu sein, zu so etwas wie einem publizistischen Erfolgsautor geworden. So eigenartig das auch klingen mag, dieser Erfolg ist nicht zuletzt dem tiefeschürfenden Zugriff des authentischen Wissenschaftlers und seinen eindeutig klaren Darlegungen zu verdanken. Es ist ein gutes Gefühl, dass es solche Leser noch gibt.

Das hier besprochene Buch ist in dieser Reihe das fünfte. In ihm hat der Verf. vom vertieften, bestens informierten, peinlich genauen, immer erklärenden und gedanklich durchleuchtenden Beschreiben des Zeitgeschehens und seiner Hintergründe, ohne diesen Gegenstand seiner Bestrebungen aufzugeben, zu seiner ursprünglichen sprachwissenschaftlichen Sicht zurückgefunden. Er hat nämlich erkannt, dass die Schwierigkeit, diese Vorgänge und Ereignisse zu verstehen, auch sprachlich – in einem tieferen Sinn des Wortes – verursacht ist und dass dem mit Übersetzen und Dolmetschen allein nicht beizukommen ist. Dazu muss noch so etwas wie Exegese kommen. Es geht hier um Bedeutung und Sinn der Worte, in die im europäischen Südosten die Äußerungen über umstrittene politische Fragen und gegensätzliche Ansprüche gefasst werden. Diese werden Angehörigen anderer Kulturkreise, insbesondere des atlantischen Westens, nicht deutlich genug, um das Gemeinte richtig zu verstehen. In Berichten, Kommentaren, Studien entsteht dadurch eine andauernde babylonische Sprachverwirrung, die jedem wirklichen Verständnis äußerst abträglich ist, zumal im Westen auch der

<sup>1</sup> *La vie et la mort de la Yougoslavie*, Paris, Fayard, 1992; 3<sup>e</sup> éd., 2000; *Les Balkans*, Paris, Flammarion, Collection Domino, 1994; 3<sup>e</sup> éd., 1999; *Journal de voyage en Bosnie-Herzégovine*, Strasbourg, La Nuée Bleue, 1995; *Fin de siècle dans les Balkans, 1992–2000. Analyses et chroniques*, Paris, Odile Jacob, 2001.

Wille zu verstehen nicht immer eindeutig gegeben ist. Zu groß ist die Versuchung, sich durch sein Nicht-Verstehen-Können überlegen zu fühlen. Diese Lage erschwert beträchtlich sowohl Verständnis als auch Verständigung. Nicht von ungefähr hat der Verf. dem Vorwort zu seinem Werk den Ausspruch von Albert Camus: „Die Sachen schlecht zu benennen fügt zum Unglück der Welt hinzu“ als Motto vorangestellt.

Der Gegenstand dieses Buches sind, wie der Titel angibt, Wörter und Menschen, das heißt die Verwendung von Wörtern, und vor allem ist dieser Gegenstand Rede, balkanische Rede. Darunter ist nach ausdrücklicher Äußerung des Verfassers sowohl Rede über den Balkan als auch vom Balkan stammende Rede zu verstehen, nicht zuletzt die mehr oder weniger übliche Vermengung von beidem. Denn diejenigen, die heute vom Balkan reden oder über ihn schreiben, sind in ihrem Diskurs von einheimischen balkanischen Quellen beeinflusst, und zwar in einem viel höheren Maß, als sie sich bewusst sind. Dabei gibt es aber keine einheitliche balkanische Rede, keine einheitliche Sprachverwendung. Die vom Balkan stammende Rede ist eine albanische, eine bosnische, eine bulgarische ... usw., um nicht mit dieser alphabetischen Aufzählung fortzufahren, wo doch selbst das, wie viele solcher balkanischer Reden es überhaupt gibt, umstritten ist. Diese Reden sind nicht nur verschieden, sie sind oft einander unversöhnlich entgegengesetzt, schließen einander nicht selten aus, und das spiegelt sich in der weltweit verbreiteten Rede über den Balkan wider.

Die verschiedenen vom Balkan stammenden Reden streiten erbittert und mit recht unterschiedlichem Erfolg um ihren Einfluss auf die Rede über den Balkan. Diejenigen aber, die über den Balkan reden, haben nur all zu oft keine Ahnung davon. Sie wissen nicht, dass sie Rede, die vom Balkan stammt, reproduzieren. Es ist das Anliegen unseres Verf., alle diese vom Balkan stammenden Reden, deren Hintergrund und die Wirklichkeit, auf die sie sich – jede auf ihre Art – beziehen, zu beleuchten und zu erklären, jedoch ohne sich dabei mit irgend einer von ihnen zu identifizieren, und auf diese Weise zur Klärung der Begriffe und zum leichteren Verstehen und Verständigen beizutragen. Er beschreibt sie alle, aber nicht nacheinander, sondern nebeneinander, Abschnitt für Abschnitt, sodass es möglich bleibt, in den einzelnen Abschnitten den Überblick über das Ganze zu bewahren.

Hier muss daher zuerst der Aufbau des Buches beschrieben werden. Sein erster Teil ist den Grundbegriffen gewidmet. Da ist zunächst die Bedeutung und Verwendung von 'Balkan'. Es ist das keineswegs eine selbstverständliche, klar bestimmbare und eindeutig abgrenzbare geographische Gegebenheit. Schon darin kommen verschiedene und oft gegensätzliche Einstellungen zum Ausdruck. Die Abgrenzung von dem, was der Name Balkan bezeichnet, stellt schon für sich selbst ein Beispiel für das Aufeinanderprallen verschiedener Bedeutungen ein und desselben Namens in balkanischer Rede dar. Letztlich beschreibt der Verf. selbst den mit 'Balkan' bezeichneten Raum als den Bereich, in dem zwei viel größere Ganze ineinandergreifen. Es sind das die Lebensformen des Osmanischen Reichs und die des in Nationalstaaten gegliederten kontinentalen Europas. Der Balkan ist somit ein Kräftefeld, das von diesen beiden mächtigen Einwirkungen gebildet wird.

Danach wird der Begriff 'Nation' behandelt, zweifellos ein Schlüsselbegriff in der balkanischen Rede, sowohl in der vom Balkan stammenden als auch in der vom Balkan handelnden. Hier ist ein abgrundtiefes Missverständnis dauernd vorprogrammiert. Für atlantische Westler bedeutet Nation eine Gemeinschaft von Staatsbürgern. Der Staat und die Zugehörigkeit zu ihm bestimmen dort die Nation. Im Osten und Südosten ist Nation vom Staat unabhängig. Sie ist ethnisch bestimmt, was immer das im einzelnen Fall bedeuten mag. Für die Menschen dort ist es eine Selbstverständlichkeit, dass Staaten kommen und vergehen, Nationen hingegen bleiben. Dieses zweite Verständnis von Nation beginnt, wenn man sich vom Atlantischen Ozean nach Osten bewegt, schon im deutschsprachigen Raum und herrscht im ganzen Balkanbereich entschieden vor. Dieser Auffassung von Nation ist ein Anspruch auf Staatlichkeit immanent. Deshalb ist sie auch konfliktträchtig. Jeder neuentstandene Nationalstaat trachtet wiederum nach größtmöglicher Ausweitung. Wenn man die Aspirationen auf Ausweitung aller befriedigen wollte, müsste der territoriale Umfang des Balkanraums verdoppelt werden!

Wenn in diesem einmal Nationalstaaten gegründet worden waren, verblieben in allen von ihnen ethnische Minderheiten, die es ablehnten, sich in die Nation, die sich um den neuen Staat schart, integrieren zu lassen. Daher kommt es zu einer in sich widersprüchlichen Haltung der Staatspolitik: Im Inneren wird das staatsbürgerliche Verständnis von Nation aufer-



legt, bei den eigenen Minderheiten im Ausland weiterhin das ethnische hochgehalten. Alle Staatsbürger sollen sich als Angehörige der staatstragenden Nation fühlen, aber auch alle im Ausland verbliebenen Angehörigen der Ethnie, in deren Namen der Staat gegründet wurde, sollen mit diesem so eng wie nur möglich verbunden sein. Am deutlichsten zeigt sich das am Beispiel Griechenlands und der Türkei.

Bei der Bestimmung und Abgrenzung der Ethnie spielt die konfessionelle Zugehörigkeit eine sehr wichtige Rolle. Das ist im Westen, wo sie, auch im deutschsprachigen Raum, keine spielt und Säkularisierung ein hohes Prestige genießt, schwer zu verstehen. Die Versuchung ist groß, dies einfach als Auswuchs verbohrter Rückständigkeit abzutun. Es wird wesentlich leichter, wenn man sich die Mühe gibt, in Erinnerung zu behalten, dass im Osmanischen Reich Konfession auch politische Kategorie war und Gemeinschaft politischen Schicksals bedeutete, also genau das, was man im Westen unter Nation versteht. Das alles wird in diesem Buch eingehend und überaus kenntnisreich erklärt.

In einem weiteren Kapitel werden die gemeinsamen Merkmale von Nationsverständnis im Balkanbereich in weitem Überblick beschrieben, im nächsten dann das Verhältnis zwischen 'Nation' und 'Volk' und in einem noch weiteren das zwischen 'Staat' und 'Ethnie'. Da kommen die Begriffe 'Staat', 'Land', 'Vaterland', 'Volkstum', die Beziehung von 'Ethnie' zu 'Sprache', die 'Ethnie' als Gesamtheit von objektiv gegebenen Unterscheidungsmerkmalen, die von den Menschen subjektiv als solche empfunden werden, die Beziehung von 'Ethnie' zu 'Nation', die von 'Ethnie' zu 'genetische Erbmasse' zur Sprache. Schließlich wird 'ethnische Säuberung' erläutert und begrifflich bestimmt. So zusammengestellt ist das ein Wirrwarr von Begriffen, die alle sehr geläufig verwendet, aber meistens nur sehr oberflächlich verstanden werden. Dieses Kapitel hilft, sich darin gründlich zurechtzufinden.

Im nächsten Kapitel werden die Ebenen von Staatlichkeit und der Rang von Ethnien besprochen. Für Angehörige des atlantischen Westens ist Staat etwas, was es entweder gibt oder nicht gibt. Für sie ist so etwas wie ein 'Freistaat Bayern' innerhalb der 'Bundesrepublik Deutschland', wenn es von ihnen überhaupt ernst genommen wird, etwas Unfassbares. Ganz anders für Träger der politischen Tradition z. B. der Habsburger Monarchie, für die es selbstverständlich ist, dass Staatlichkeit auf verschiedenen Ebenen existieren kann, und dort wo das gegeben ist, so auch existiert.

Weiter wird 'Nationalität', die Entwicklung und der Wandel dieser Wortbedeutung besprochen. Dann wird 'Minderheit', die Hierarchie von Völkern und Territorien, der Begriff eines 'konstitutiven Volkes' und der in Bosnien und der Herzegowina ganz aktuelle von 'Entität' erklärt. Den Abschluss des ersten Teils bildet die Erörterung von 'Nationalismus', seiner ursprünglichen Größe und späteren Abwertung.

Das nächste Kapitel behandelt die Namen der Nationen. Es ist kein Zufall, dass es mit 149 Seiten am umfangreichsten im ganzen Buch ist. Ohne Kenntnis der damit verbundenen komplexen Zusammenhänge kann man die vom Balkan kommende Rede nicht richtig verstehen und auch nicht über das Geschehen im Bereich, der „Balkan“ genannt wird, richtig reden. Jeder der in Frage kommenden nationalen Namen wird eingehend behandelt, aber so, dass bei jedem die gleichen Fragestellungen erörtert werden. Auf diese Weise werden leichtfertig geäußerte pauschale Aussagen geflissentlich vermieden, und es kommt sowohl das Gemeinsame im Stellenwert, den diese Namen für die betroffenen Völker haben, als auch die Eigenart eines jeden von ihnen zum vollen Ausdruck. Man ist überrascht von der tiefen Übereinstimmung, aber auch von der Vielfalt, die sich da zeigt. Keine zwei Fälle sind gleich, und doch haben die weiträumig übereinstimmenden Verhältnisse dem Ganzen ihren erkennbaren Stempel aufgedrückt, aber nicht bei jedem Volk, das sich in diesem Bereich als Nation konstituiert hat, in gleichem Maß. So werden der Reihe nach die nationalen Namen der Griechen, der Türken, der Albaner, der Rumänen und Walachen, der verstreuten oder marginalen Roma, der Deutschen, der Ruthenen und Ukrainer sowie der Juden erörtert. Danach wendet sich der Verf. den slawischsprachigen Völkern des Balkanraums zu. Da wird zuerst die Benennung der Slawen als Ganzem und das von ihren Mundarten gebildete, von den Ostalpen bis zum Schwarzen Meer reichende, sprachliche Kontinuum angesprochen. Danach werden die Namen der einzelnen Nationen, der Bulgaren, der Makedonier, der Serben, der Montenegriner, der Kroaten und der islamischen südslawischen Bosniaken auf die gleiche Weise wie die der vorher genannten Völker behandelt.

Im dritten Teil werden weitere in diesem Zusammenhang relevante Namen erörtert, die von Gebieten, die von Städten, Vornamen und Familiennamen, die Namen von Religionen, die von Sprachen. Ein weiteres Kapitel ist allein der Benennung des serbo-kroatischen sprachlichen Bereichs gewidmet und den Widerständen, die sich gegen diese Benennung regen. Dem Verf. ist darin durchaus Recht zu geben, dass Serbo-Kroatisch eine in der Sprachwissenschaft eingebürgerte Benennung ist, als wissenschaftlicher Terminus einen konkreten Tatbestand bezeichnet und daher in dieser Bedeutung auch einwandfrei korrekt verwendet werden kann. Es ist dennoch zu bemerken, dass dabei der Umstand unbeachtet bleibt, dass diese Benennung in keineswegs gleichermaßen wertfreier Objektivität sprachpolitische Verwendung fand, mit der Auswirkung, dass man sich von jeglicher Rücksichtnahme auf historisch gewachsenen und werträchtigen kroatischen schriftsprachlichen Ausdruck dispensiert fühlen konnte. Das hat sich nicht nur im öffentlichen Leben und im Schulwesen, sondern auch in der Sprachwissenschaft selbst stark geäußert.

Im letzten Kapitel geht es um die „wahren“ Vorfahren. Zunächst allgemein über diese im Bereich des Balkans überall gegenwärtige, viel diskutierte und oft heiß umstrittene Fragestellung. Danach wird das für jedes Volk eigens dargestellt. Es folgen noch Schlussbetrachtungen, eine Anleitung für den Gebrauch des Index, sodann der reich angelegte Index selbst, eine Übersicht der im Buch gebrachten Karten und ein detailliertes und recht übersichtliches Inhaltsverzeichnis.

Diese flüchtige Übersicht kann nur eine annähernde Vorstellung von inhaltlichen Reichtum dieses Buchs vermitteln. Ohne diesen Inhaltsreichtum wäre der Zweck, dem es gewidmet ist, zweifellos nicht zu erreichen. Er genügt jedoch dafür keineswegs. Es ist der außerordentliche Reichtum an Kenntnissen, der es dem Verf. ermöglicht, seine Leser wohlbegründet und ausgewogen in eine wenig vertraute Redeweise Schritt für Schritt einzuführen. Dies aber vermittelt Verständnis, jenes Verständnis eben, das es einzig ermöglicht, sich der Wucherung solcher Rede zu entwinden, wenn schon nur für sich selbst, und – bei entsprechendem Einsatz – auch ihre Verwirrungen zu entwirren und ihre schädlichen Auswirkungen abzubauen.

Je besser der Leser mit den in diesem Buch behandelten Tatbeständen vertraut ist, umso mehr muss er die allseitige Informiertheit des Verf. bewundern. Nur dies ermöglicht ihm aber, die Umstände, aus denen die hier beschriebenen balkanischen Redeweisen hervorgegangen sind, zu verstehen und diese dann immer nach ihrem Wirklichkeitsbezug zu beurteilen. Dem, was von einer der betroffenen Seiten geredet wird, stellt er immer das, was wirklich ist, gegenüber. Das verlangt recht weite und zugleich präzise Kenntnisse von allem, worauf sich „balkanische Rede“ bezieht. Der Rezensent ist über einiges davon ziemlich verlässlich unterrichtet, mit anderem wiederum aus eigenem Erleben gut vertraut und kann daher aus voller Überzeugung bestätigen, dass der Verf. sich diesen hohen Anforderungen durchaus gewachsen zeigt. Dadurch ist jedem, der das bewegte Zeitgeschehen im Südosten Europas besser verstehen möchte, die Möglichkeit gegeben, sich das dafür unbedingt notwendige Wissen ohne große Anstrengung aus unbedingt vertrauenswürdiger Quelle anzueignen. Damit ist auch gesagt, dass der Verf. das Ziel, das er sich gesteckt hat, auch voll und ganz erreicht hat.

In seinen abschließenden Bemerkungen sagt er ganz explizit, dass er in diesem Buch die Auswirkungen nationalistischer Regungen bekämpft hat, indem er ihre den wirklichen Gegebenheiten nicht entsprechenden Äußerungen in Rede und Vorstellung bloßgestellt und dadurch ihre Mythen wie Seifenblasen zum Platzen gebracht hat. Zugleich hat er sich jedoch denjenigen widersetzt, die in Ablehnung des Nationalismus die Nation, wenn sie nicht mit staatsbürgerlicher Zugehörigkeit zusammenfällt, als imaginär und jeglicher Wirklichkeit entbehrend hinstellen wollen und als Erzeugnis purer Irrationalität ansehen möchten. Damit verschließen sie sich nämlich jeglichem Verständnis dessen, was Nationen in weiten Teilen Europas und nicht nur in dessen Südosten tatsächlich sind. Mehr noch, damit verzichten sie ihren Vorurteilen zu Liebe auf eine rationale Einstellung zur Welt, in der sie leben.

Dieses Buch über Gedankenwelten, deren Inhalt das Selbstverständnis von Völkern in der ganzen Vielfalt aller ihrer Inhalte bildet, bleibt trotzdem, wie es dem Arbeitsfeld des Verf. auch entspricht, im Grunde ganz sprachwissenschaftlich. Denn was es behandelt, ist immer Rede: Rede, die dieses Selbstverständnis zum Ausdruck bringt, oder solche, die es, ohne sich mit ihm zu identifizieren, sozusagen von außen her zum Gegenstand hat. Worte und Wortfügungen, Nomenklatur und Benennungen fesseln die Aufmerksamkeit des interessierten Lesers auf allen 480 Seiten dieses ansehnlichen Bandes. Ihre Bedeutung und ihre Verwendung wer-

den auf diesen Seiten erläutert. Dabei begegnet uns eine beachtliche sprachliche Vielfalt. Alle südslawischen Sprachen sind darin vertreten. Insofern ist dieses Buch für Slawisten, die sich mit dem Südslawischen befassen, von großem Interesse. Es ist unumgänglich, wenn sie ein tieferes Verständnis der südslawischen Kulturwelt anstreben, insbesondere wenn sie diese im nichtslawischen Umfeld des gesamten Kulturraums, in den das Südslawische eingebettet ist, sehen wollen. Darum sei ihnen allen diese Lektüre aufs Wärmste empfohlen. Nichts, was hier geschrieben stünde, kann das ersetzen.

Radoslav Katičić  
 Institut für Slawistik der Universität Wien  
 Universitätscampus AAKH, Hof 3  
 Spitalgasse 2, A-1090 Wien  
 radoslav.katicic@univie.ac.at

The Slavicization of the Russian North: Mechanisms and Chronology. Die Slavisierung Nordrusslands: Mechanismen und Chronologie. Славянизация Русского Севера: механизмы и хронология. Ed. by / Hrsg. von / Под ред. J. Nuorluoto (= *Slavica Helsingiensia* 27, Helsinki (Helsinki University Press) 2006, 377 p.

Oчередной, 27-й, том серии *Slavica Helsingiensia* содержит статьи, большинство которых отражает тексты докладов международной конференции в Ламми (биологическая станция Хельсинкского Университета), состоявшейся 22 – 25 сентября 2005 г. Название конференции вынесено на титульный лист сборника, который отличается тематической широтой представленных публикаций: в них рассмотрены славяно-финно-угорские, славяно-балтийские и славяно-германские языковые связи, диалектология северновеликорусских говоров, языковая типология (преимущественно на материале славянских и финно-угорских языков), финно-угорская субстратная топонимика русского Севера, его история и археология в свете славяно-финно-угорских контактов, генеалогия древнего Новгорода. Наибольшее количество работ посвящено славяно-финским языковым связям, которые рассматриваются на материале топонимики финно-угорского происхождения и славянских заимствований в финские языки. В предлагаемой рецензии кратко описывается содержание статей, вошедших в сборник.

Сборник открывается статьей А. Альквист (A. Ahlqvist, Helsinki) „Ancient Lakes in the Former Finno-Ugrian Territories of Central Russia: An Experimental Onomastic-Paleogeographical Study“ (p. 11–49), которая интересна необычной методикой сбора материала: для выявления ранее неизвестных субстратных топонимов автор использует результаты палеогеографических и палеоботанических исследований. Естественнонаучные методы позволили определить, правда, с разной степенью достоверности, что на месте некоторых современных болот и низменных лугов в Центральной России ранее находились озера. Благодаря полученным данным А. Альквист ввела в научный оборот и этимологизировала целый ряд новых субстратных топонимов финно-угорского происхождения, содержащих в своей структуре элементы *Jaxr(V)-*, *-(V)xra*, *-(V)xro* „озеро“ или „another basic element, *-er(V)*, *-or(V)*, forming lake names of substratum origin“ (p. 12), „this basic element can be compared to, especially, the Volgaic equivalents of the ... root \**jārwa* ‘lake’“ (p. 17). В статье предложены этимологии топонимов *Кромница* (болото в Угличском районе Ярославской области; *Krómnica* ← *Xr(V)-*, *Kr(V)-*, *Gr(V)-* от \**Jaxro-*, \**Jagro-* „озеро“), *Вожерка* (река в Тутаевском районе Ярославской области и низменная болотистая равнина, в которой она протекает; *Vóžerka* ← исконное *Ōžerka* без протетического согласного, ср. варианты *Ožerka*, *Īžerka*, *Ūžerka*, *Ušerka* ← \**Ož* „белый“ [ср. марийское *ošo* „белый, чистый“ и др.] + *-er(V)* „озеро“ „assuming that this name has the

Russian suffix *-ka* and not an equivalent to the Mordvin *-erke*“ [p. 28]), *Ижерь* („very small mire“ [p. 29] в Ростовском районе Ярославской области; относительно первого элемента топонима ср. выше этимологию *Ōžerka* и его вариант *Ižerka* [p. 30–31], „a basic element -er meaning ‘lake’... can clearly be distinguished“ [p. 30]), *Оуара* (низменный луг в Ростовском районе Ярославской области; *Ošára* ← *oš* „белый“ + *-ar(V)* „озеро“), *Семиградово* (болото в Переславском районе Ярославской области; *Semigrádovo* ← \**Semigra* [\**Simigra*] ← \**Semixra* [\**Simigra*] ← *Sem(V)-*, *Sim(V)-*, „a Finno-Ugrian substratum place name root ... meaning ‘black’“ [p. 35] + *-(V)gra* ← *-(V)xra* „озеро“), *Сумерь* (болото и вытекающее из него река в Пушкинском районе Московской области; *Súmer* ← *Sem(V)-*, *Sim(V)-* „черный“ + *-er(V)* „озеро“).

Финно-угорская субстратная топонимика исследуется также в статье Е. А. Хелимского (E. Helimski, Hamburg) „The “Northwestern” Group of Finno-Ugric Languages and its Heritage in the Place Names and Substratum Vocabulary of the Russian North“ (p. 109–127). Статья, как ее видит сам автор, написана в развитие исследований главы Екатеринбургской (Свердловской) топонимической школы А. К. Матвеева, которые „make it expedient and even necessary to introduce the new notion of the Northwestern ... group of the Finno-Ugric ... languages“ (p. 110; разрядка автора). На основе лексических и фонетических особенностей Е. А. Хелимский делит эту группу на несколько ветвей („branches“): прибалтийско-финская („Fennic“, „Baltic Fennic“), лаппская, или саамская („Lapp“, „Sámi“), лопьская („Lop“), тоймская („Toima“), мерянская („Merya[nic]“); к северо-западной группе финно-угорских языков относится также ныне утраченная ветвь, следы которой просматриваются в тверском диалектном *виша*, *вишь* „речная зелень“ (финно-угорское \**wiša* > прибалтийско-финское \**viha*) (p. 110–112). В рамках предложенной классификации Е. А. Хелимский устанавливает западно-финно-угорские источники северо-русских *-(ÿ)га*, *-нга* ← детерминатив *juga* ← \**juka*, \**n juka* „река“ (где *n* – показатель родительной падежа); *Ухта* ← \**uktz* „дорога, путь“, ср. также уральское \**ukti*; *Ундо*, (?) *Ондо*, (?) *Андо* ← \**ōnto* „финский суффикс *nomina loci*“; *-(о)кца*/*(о)куа* ← \**ōksi* „струя, поток, течение“; *Лача* ← \**lačz* „гнилой“; *Воже* ← \**woše(k)*, \**woši* „ветвь, ответвление; изгиб, крюк“; *почча* „залив; (высохшее) русло реки“ ← *ročja* „узкий конец залива, длинный узкий залив (диалектное)“; *Вага* ← \**waka* „прочный, постоянный“; *Кенозеро* ← *keno* „изогнутый“.

Тема субстратной топонимии Русского Севера развивается и в статье В. Б. Крысько (Москва) „Еще раз об *Имоволожи*“ (с. 222–233). Вынесенный в заголовок статьи топоним интересен тем, что, согласно писцовой записи, он называет место создания одной из древнейших по своему языку и составу славянских праздничных миней, известной ныне как „Ильина книга“ (Российский Государственный архив древних актов, ф. 381 [Тип.], № 131; XI – XII вв.). Топоним связан с современным озером Имоволожье в Вышневолоцком районе Тверской области и находившимся там Имоволожским погостом. Согласно предложенной В. Б. Крысько этимологии, первая часть топонима *Имоволожье* восходит к антропониму *Hima* „желанный, долгожданный“, тогда как вторая часть отражает прибалтийско-финский элемент *-valta*, который в составе прафинских имен-композиций обозначает „власть, господство“. В результате становится возможным убедительное сближение образованного по продуктивной модели с адъективным суффиксом \**j* притяжательного прилагательного *Имоволожье* „принадлежащий \**Имоволоду*“ с предполагаемым \**Himavalto* „властолюбивый“.

И. Муллонен (Петрозаводск) в статье „Фонетическая интеграция прибалтийско-финской топонимии в русскую топонимическую систему Заонежья“ (с. 282–292) исследует вопросы фонологической адаптации иноязычной лексики в согласии с внутренними законами заимствующего языка и возникающие при этом условия для народной этимологии. Среди многих ценных наблюдений обращает на себя внимание передача прибалтийско-финского (карельского) *e* с помощью русского *ы*. „Видимо, в данном факте отразилась более задняя огласовка карельского *e* на фоне русского“ (с. 283), что, на наш взгляд, свидетельствует о восприятии фонемного вокалического признака в языке-источнике как консонантного дифференциального признака в воспринимающем языке, а значит, фонологическая адаптация в этом случае происходит на уровне слога. Рассмотренные исследователем эти и иные закономерности фонологического освоения финно-угорской

топонимики на русской почве позволяют в ряде случаев определить именно карельский (не вепсский) источник заимствования.

В статье Я. И. Бьёрнфлатена (J. I. Bjørnflaten, Oslo) „Chronologies of the Slavicization of Northern Russia Mirrored by Slavic Loanwords in Finnic and Baltic“ (p. 50–77) славянские заимствования рассматриваются в контексте относительной хронологии праславянских фонологических явлений и делятся на несколько слоев: 1) заимствования, сохраняющие группу согласных *\*tj*, 2) заимствования, сохраняющие исконные дифтонгические сочетания с плавными, 3) заимствования, сохраняющие рефлексы исконных носовых гласных, 4) заимствования с *a* как рефлексом праславянского нелабialized *\*ǣ*, 5) заимствования с *äi*, отражающим славянское *ě*, 6) христианская терминология, 7) заимствования, отражающие исконные *ъ* и *ь* в виде *u* и *i*. Наиболее архаический с историко-фонологической точки зрения пласт славянских заимствований представлен в „северной“ (Northern), или, в другой терминологии, прибалтийско-финской, группе финно-угорских языков, в частности, в финском, карельском и вепском. Автор приходит к выводу, что этот пласт отражает контакты западных славян с финским населением балтийского побережья, а значит, „if this argumentation holds true, the most archaic Slavic material in Finnic has nothing to do with the encounter between Proto-Finns and East Slavs“ (p. 73). Для истории древнейших северных и северо-западных диалектов восточнославянского ареала и их связей с западными славянами важен следующий вывод Я. И. Бьёрнфлатена: „The fact, that there is less archaic Slavic material to the south of the Finnic languages ... can only call for the conclusion that this area as a migration route to the northwestern Russia has to be excluded ... an eastern route of migration has to be posited“ (p. 73–74).

Со статьей Я. И. Бьёрнфлатена тематически наиболее тесно связаны две другие работы, или существенно уточняющие результаты, полученные норвежским славистом, или даже противоречащие им: П. Каллио (P. Kallio, Helsinki) „On the Earliest Slavic Loanwords in Finnic“ (p. 154–166) и Й. Койвулехто (J. Koivulehto, Helsinki) „Wie alt sind die Kontakte zwischen Finnisch-Ugrisch und Balto-Slavisch?“ (S. 179–198). П. Каллио рассматривает древнейшие славянские заимствования в финских языках как заимствования из „прусского“ (автор пользуется термином „Proto-Russian“ как переводом введенного В. Кипарским понятия „Ugrussisch“), точнее, из языка восточных славян, что противоречит упомянутым выше результатам Я. И. Бьёрнфлатена. Устанавливая фонетические соответствия между финскими и восточнославянскими формами, П. Каллио предлагает уточненную, по сравнению с В. Кипарским, модель древнерусского вокализма. Далее, полагая, что первая волна славянизации Севера должна быть отнесена к V в., П. Каллио пишет, что „while the earliest Slavic loanword stratum in Finnic could thus be dated to the fifth century AD, a few isolated Slavic loanwords in Finnic might be considered even earlier“ (p. 157). В этом утверждении виден некий композиционный или логический сбой, так как столь ранняя датировка первых языковых связей противоречит ранее высказанным наблюдениям о восточнославянском источнике заимствований. В подтверждение столь ранних связей автор подробно рассматривает ряд славянских заимствований в финском языке: *igo – ies* (с отражением исконной основы на *-es* индоевропейского происхождения); древнерусское *чмелъ* „шмель“ – *kimalainen* („the diminutive suffix *-[i]nen* is added to nearly every Finnish insect name“ [p. 158]); древнерусское *жьрьдь – hirsi*; *щука – hauki*; *Двина – Väinä*; *пуда – rauta*; *пушуть – rouhia*; польское *wart* „течение, поток“ – *virta*. В вышеуказанной статье Й. Койвулехто также развиваются идеи о древнейших славяно-финно-угорских языковых контактах, предшествовавших, по мнению автора, середине первого тысячелетия AD. При этом обращается внимание на некоторые данные, не учтенные в работе Я. И. Бьёрнфлатена (p. 50–77) и имеющие, как кажется, значение для относительной и абсолютной датировки этих связей. На примере ряда этимологий Й. Койвулехто доказывает, что славянские заимствования в финно-угорские языки отражает то состояние праславянской фонологической системы, при котором сохранялись а) оппозиции по долготе; б) группы согласных типа *\*dl* (что само по себе может указывать на западно-славянские языки как на источник заимствования, а не на древность контактов; ср. вышеупомянутую работу Я. И. Бьёрнфлатена. – P. K.); в) дифтонги и дифтонгические сочетания. Если все учтенные автором этимологии верны, то они указывают не только на ранне-праславянскую, но на

балто-славянскую эпоху как время первых языковых связей между славянами (балто-славянами) и прафинно-уграми. Нужно, однако, заметить, что исследования в области археологии, опубликованные в рецензируемом сборнике, не дают никаких оснований для предположения о столь ранних связях между (балто-)славянским и прафинно-угорским (см. ниже). Однако, Й. Койвулехто, без опоры на археологические данные, указывает далее: „Aufgrund eines weiteren etymologischen Materials, das ich an anderen Stellen vorgelegt habe, hat es frühurfinn./finnisch-ugrische Kontakte mit solchen westlichen indogermanischen Mundarten gegeben, aus denen sich das spätere Balto-Slavische und das Germanische herausgebildet haben“ (S. 193; в статье приведены ссылки на ряд более ранних публикаций автора). Корректной оценке явных противоречий между опубликованными в одном сборнике статьями Я. И. Бьёрнфлатена, с одной стороны, и П. Каллио и Й. Койвулехто, с другой стороны, мешает отсутствие перекрестных ссылок в статьях всех трех авторов (П. Каллио и Й. Койвулехто учитывают публикации друг друга, что очевидно, так как они взаимно поддерживают и дополняют полученные обоими авторами результаты)<sup>1</sup>.

В статье Г. Хольцера (G. Holzer, Wien) „Methodologische Überlegungen zur Auswertung der slavisch-baltischen und slavisch-finnischen Lehnbeziehungen für die slavische Siedlungs- und Lautgeschichte“ (S. 128–139) праславянские заимствования в балтийские и финно-угорские языки рассматриваются как „ein erprobtes Mittel, um die Expansion des Slavischen und seine Lautgesetze zueinander in eine chronologische Beziehung zu setzen“ (S. 128). В центре внимания автора находится северная экспансия славян и возможности ее соотнесения с внаслышными фонологическими изменениями. При ее изучении автор учитывает два методологических ограничения: 1) языковые изменения затрагивают не язык, но ареал, причем ареал языкового изменения может быть меньше ареала распространения языка, совпадать с ним или захватывать разные языки (в последнем случае складывается языковой союз); 2) заимствования могут распространяться не в процессе непосредственных контактов, когда носители языков занимают одну общую или смежные территории, но в результате торговых или военных экспедиций (в случае со славянско-балто-финскими связями важно учитывать то, что ареалы всех языков были связаны водными путями, благодаря чему формировался общий географический континуум и языковые связи становились возможны до начала северной славянской экспансии). С учетом сделанных ограничений и на основе анализа славянских заимствований в финно-угорские и балтийские языки Г. Хольцер приходит к выводу, что северная экспансия славян проходила до первой палатализации, а значит, и до перехода \**ē* в \**ā* после палатальных и монофтонгизации дифтонгов. Следовательно, как показывает автор, северная экспансия была более ранней, чем южная и западная, которые имели место после первой палатализации, но до перехода \**ē* в \**ā* после палатальных и монофтонгизации дифтонгов.

Проблемы ареальной лингвистики рассматриваются в работе Е. Стадник-Хольцер (E. Stadnik-Holzer, Berlin) „Zur Frage nach der Herkunft der sog. postponeden Partikel in den nordrussischen Dialekten“ (S. 347–354). Автор приводит типологические данные, касающиеся употребления постпозитивных частиц, аналогичных, по мнению исследовательницы, русскому *-то*, в урало-алтайских и финно-угорских языках. Территория распространения этих языков рассматривается, в развитие других исследований Е. Стадник-Хольцер, как один евразийский языковой ареал. Автор приходит к выводу, что постпозитивная частица как один из характерных элементов этого ареала берет начало

<sup>1</sup> В целом, в рецензируемом издании, статьи в котором четко разделяются на тематические блоки (публикации расположены согласно алфавитному порядку фамилий участников), не часто встречаются примечания, отражающие происходившие во время конференции дискуссии или содержащие ссылки на близкие по тематике статьи сборника. Мне удалось заметить четыре случая (Крысько, с. 227; Kopotev, p. 197; Carpelan, p. 92; ссылка на: Uino, p. 355–373; Holzer, S. 139; ссылка на: Sitzmann, S. 341–346).

в агглютинативных, а не во флективных языках. В статье описывается особый „северно-руско-финский подареал“ („nordrussisch-finnisches Teilareal“ [S. 350]), в котором функции и употребление постпозитивных частиц, аналогичных русскому *-mo*, имеют общие черты. Исследовательница считает, что в рамках евразийского языкового ареала существует „ein nordrussisch-finnisches Kontaktgebiet in Nordosteuropa, für das ein finnisches Idiom als Gebersprache anzunehmen wäre“ (S. 353). Думается, что если бы автор учла общерусский характер распространения частицы *-mo* и рассмотрела бы ее в перспективе русской исторической грамматики и лексикологии, то содержание тезисов о „северно-руско-финском подареале“ и „северно-руско-финской контактной зоне“ претерпело бы существенные изменения.

Статья главного редактора сборника Ю. Нуорлуото (J. Nuorluoto, Helsinki) „Is there a Sound Change of “e > o” in Russian?“ (p. 293–308) обращает на себя внимание не только парадоксальным и даже отчасти провоцирующим названием (положительный ответ на поставленный риторический вопрос кажется очевидным, – по крайней мере, до прочтения статьи ...), но прежде всего оригинальным и вместе с тем компетентным пересмотром условий, при которых совершался в истории русского языка переход *e > o*. Опираясь на идеи Ф. Мареша о праславянской тембровой корреляции гласных, автор видит истоки этого процесса в позднепраславянском периоде. Согласно предложенной гипотезе, переход *e > o* после палатальных следует описывать следующим образом: \**ǣ* > \**ǣ* (> *ǔ*). Первая стадия этого процесса рассматривается как нейтрализация оппозиции \**ǣ* – \**a* в сторону немаркированного члена после *š, ž, č*, которые, как считает Ю. Нуорлуото, были фонетически мягкими, но фонологически твердыми, так как находились вне корреляции по твердости – мягкости. Вторая стадия процесса представляется в этом случае как лабиализация *ǣ*. Переход \**ǣ* > \**ǣ* (> *ǔ*) отделяется автором от изменения *e > o* после палатализованных согласных, которое произошло после утраты тембровой корреляции гласных. Обращаясь далее к идеям Г. Ю. Шевелова о межслоговом взаимодействии как основном факторе перехода *e > o* в разных позициях в русском языке, Ю. Нуорлуото предлагает видеть здесь влияние финно-угорского субстрата, так как финно-угорским языкам свойствен межслоговой сингармонизм. Таким образом, изменение, которое традиционно описывается как переход *e > o* в русском языке, представляется автором как разные фонетические процессы, происходившие в разные исторические эпохи и обусловленные разными факторами.

Две статьи сборника посвящены славяно-германским языковым связям. И. Кошкин (Рига) („Проблема относительной хронологии германизмов в языке древнерусских договорных грамот северо-западного ареала“ [с. 210–221]) рассматривает источники и хронологию заимствования древнерусского *мѣтель* „плащ, накидка“, которое ранее вызывало ряд затруднений в связи с предполагавшимся фонетически несоответствующим соответствием *e* ← *an* (ср. среднежнемецкое *mantel* от латинского *mantellus, mantellum*). Как доказывает автор, источником славянского заимствования следует считать северногерманскую, древнефризскую, форму *mentel*, что становится еще более вероятным, если учесть „ту роль, которую играли древние фризы в торговле в регионе Северного и Балтийского морей в период, хронологически соотносимый с периодом заимствования ... . Древнефризские правовые тексты ... содержат контексты, аналогичные древнерусскому контексту договорной грамоты, где встречается слово *мѣтель*“ (с. 218). Статья А. Зитцмана (A. Sitzmann, Wien) „Altrussische Städtenamen in alt(west)-nordischen Quellen“ (S. 341–346) посвящена идентификации упомянутых в скандинавских источниках славянских городов, фонетической адаптации топонимов и германо-славянским фонетическим соответствиям, случаям народной этимологии. В исследовании рассмотрены топонимы *Aldeigja/Aldeigjuborg* – *Ладога*; *Hölmgarð* „Inselburg“ – *Novgorod* (автор считает допустимым ранее высказанное мнение, что германская форма может отражать первоначальное славянское название города, не засвидетельствованное славянскими источниками; S. 342), *Kænugarðr/Kænugarðr* – *Kiev* „*kæna* bedeutet ‘kleines Boot’ ... Kiev war demnach ein Umschlagplatz für Boote“ (S. 343), *Rostofa* – *Rostov* (заимствована форма родительного падежа, закономерная в беспредложном и предложном употреблении при обозначении направлении движения; „die in der Örvar-Odds saga überlieferte Form *Radstofa* [‘Ratsstube’] hingegen ist auf Volksetymologie [auf Basis der entlehnten Form] zurückzuführen“, S. 344) и др.

Следующие две статьи интересны совмещением сравнительно-исторического метода и методов ареальной лингвистики и типологии. В работе М. Копотева (M. Kopotev, Helsinki) „The Case of *X TAK X*: Typological and Historical Context“ (p. 197–209) рассматриваются логические варианты конструкции типа *X TAK X* (ср. русское *гулять так гулять* и др.) на материале славянских, германских, балтийских и финских языков. На основании логического анализа делается вывод о первичности тех или иных типов данной конструкции в разных языках, которая, как считает автор, заимствована в финские языки из балто-славянского. Отсутствие старославянского и древнерусского материала, по мысли исследователя, объясняется разговорным характером конструкции. Заметим, что корпус источников по истории русского языка все же содержит весьма значительное количество памятников бытовой, или некнижной, письменности, что, на наш взгляд, делает несколько преждевременным суждение о столь древних источниках конструкции типа *X TAK X*. Р.-П. Риттер (R.-P. Ritter, Kraków) в работе „Zum finalen Infinitiv im nördlichen Ostseeraum“ (S. 322–327) рассматривает супин и его функции в славянских языках (прежде всего в исторической перспективе), финских („Ilativ des III. Infinitivs“) и в балтийских. Автор считает, что генерализация инфинитива с твердой основой в ряде северновеликорусских говоров связана не с депалатализацией согласного в ауслауте, а с финно-угорским субстратным влиянием, способствовавшим развитию морфологической аналогии с супином, вытеснившим исконно палатализованную финаль инфинитива. Сохранение супина, пусть даже в реликтовом состоянии, связано, по мысли автора, с интенсивными языковыми контактами в рассматриваемом языковом ареале. „Es handelt sich mithin lediglich um eine Arbeitshypothese“ (S. 327).

Современной грамматике языка мари посвящена статья М. Сало (M. Salo, Helsinki) „The Derivational Passive and Reflexive in Mari Grammars“ (p. 328–340), в которой содержится подробный анализ грамматических значений морфемы *-alt-*, *-əlt-*. Статью предвзвешивает историко-терминологический очерк, раскрывающий приемы описания категорий пассива и рефлексива в языке мари в грамматиках XIX – XX вв.

В работе М. Пост (M. Post, Tromsø) „The Dialect of Varzuga and its Neighbours“ (p. 309–321) рассматриваются культурные и языковые особенности носителей одного из северновеликорусских диалектов поморской группы. В силу прочных культурных связей жителей Варзуги с коренным финским населением иногда считается, как пишет автор, что варзужане „are hardly part of Russia“ (p. 309). В том, как данная формулировка выражена в статье, не вполне ясно, является ли это парадоксальное мнение одновременно точкой зрения автора. Сами варзужане, правда, говорят, что „Россия начинается за Кольским полуостровом“, считая себя при этом русскими (p. 309)<sup>2</sup>. Исследовательница решает данную проблему лингвистическими методами: сравнивая диалектные особенности говора варзужан с другими северновеликорусскими говорами, она приходит к выводу, что „the dialect of Varzuga is hardly different from the neighbouring dialects in Karelia and the Archangel oblast“ (p. 317), более того, „the Russian dialects around the

<sup>2</sup> М. Пост видит в таком определении собственной идентичности специфическую проблему носителей данного диалекта, не учитывая тот факт, что носители разных диалектов русской культуры всегда склонны выделять себя из целой, над-диалектной культуры, объединенной литературным языком. Рецензенту довелось услышать такое, например, шуточное высказывание из уст одного образованнейшего и интеллигентного человека, родившегося в Ярославской области: „Какой же он русский! Он наш, ярославский!“ (речь шла об одном из деятелей русской военной политики середины XX в.). В качестве типологической параллели к поговорке варзужан приходят на ум строки одного безвременно погибшего молодого русского поэта, родившегося в Европейской части России, в Череповце (Вологодская область). Автор так перефразировал известные строки В. В. Маяковского, выразив переживания скорее сибиряков, чем вологодцев: „Я хотел бы жить, жить и умереть в России, если б не было такой земли – Сибирь“ (у В. В. Маяковского: „Я хотел бы жить и умереть в Париже, если б не было такой земли – Москва“; 1925 г.).



White Sea do not appear to have been substantially more affected by the Sámi and Finnic languages, than other northern Russian dialects“ (p. 316). И все же, по мнению автора, варзужане обладают „многомерной“ („multiple“) идентичностью: „a Russian identity, a Pomor identity, a Ter Coast identity and a village identity“ (p. 318). Исследователь упускает из вида существенное свойство этих „идентичностей“: важно было бы добавить, что каждый последующий элемент ряда относится к предыдущему как часть к целому, что является проявлением русского языкового, национального и культурного единства.

Проблемам этнического самосознания и национальной идентичности посвящены статьи М. Лейнонен (M. Leinonen, Helsinki) „The Russification of Komi“ (p. 234–245), в которой с социологической и исторической точек зрения рассматриваются процессы преимущественно XVIII – XX в., Д. Г. Линда (J. H. Lind, Odense) „Problems of Ethnicity in the Interpretation of Written Sources on Early Rus“ (p. 246–258), построенной на материале „Повести временных лет“, К. Карпелана (Ch. Carpelan, Helsinki) „On Archaeological Aspects of Uralic, Finno-Ugric and Finnic Societies before AD 800“ (p. 78–92). Близкая тематика заявлена и в статье Н. А. Макарова (N. A. Makarov, Moscow) „Cultural Identity of the Russian North Settlers in the 10<sup>th</sup> – 13<sup>th</sup> Centuries: Archaeological Evidence and Written Sources“ (p. 259–281), которая отличается подробностью и полнотой использованных историко-археологических данных.

Анализ археологических данных, относящихся к более раннему периоду, содержится в работах М. А. Юшковой (M. A. Juškova, Moscow) „North-Western Russia before its Settling by Slavs (8<sup>th</sup> Century BC – 8<sup>th</sup> Century AD)“ (p. 140–153) и П. Уйно (P. Uino, Helsinki) „The Background of the Early Medieval Finnic Population in the Region of the Volkhov River: Archaeological Aspects“ (p. 355–374). В связи с вышеупомянутыми работами П. Каллио и Й. Койвулеhto, в которых доказывается особая древность славянско-финских контактов (до V в.), важно общее наблюдение археологов об отсутствии данных, которые могли бы говорить о таких контактах до VI в.

Генеалогия новгородских боярских родов рассмотрена в статье А. А. Гиппиуса (Москва) „Скандинавский след в истории новгородского боярства (в развитие гипотезы А. А. Молчанова о происхождении посадничьего рода Гюратиничей Роговичей)“ (с. 93–108). Анализируя данные письменных и археологических источников, автор приходит к выводу, что потомками Рёгнвальда Ульвссона, двоюродного брата жены Ярослава Мудрого Интигерд, были больше половины новгородских посадников XI – XIII вв., которые уже в XI в. не составляли в Новгороде замкнутого клана, а женились на знатных новгородках, формируя среду местного дворянства.

Статья А. Койвисто (A. Koivisto, Helsinki) „Trade Routes and their Significance in the Christianization of Karelia“ (p. 167–178) посвящена теме, которая, судя по обзору источников, с трудом поддается достоверному изучению. При отсутствии письменных данных наибольшее значение для истории христианства в Карелии приобретает археология, согласно которой распространение христианства в Карелии начинается в XII в., когда меняется погребальный обряд (на смену трупосожжению приходит трупоположение), и наиболее активно длится до XIV в., когда при захоронении в могилы перестали класть личные вещи. До XIII в. нет никаких следов, которые могли бы свидетельствовать об ощущавшемся различии между католичеством и православием. Бедность исторических данных связана и с тем, что основным фактором христианизации края были не постоянные миссии (о церковной административно-территориальной отнесенности Карелии речи вообще не идет), а сопровождавшиеся миссионерами торговые экспедиции.

Сделанный обзор приводит к единственно возможному выводу, что рецензируемый сборник послужит ценным подспорьем для дальнейших исследований в области языков и культур современного Русского Севера и привлечет к себе заслуженное внимание со стороны специалистов разных гуманитарных специальностей.

Роман Н. Кривко  
Институт русского языка  
им. В. В. Виноградова РАН, Волхонка 18/2,  
RU-119019 Москва  
rkrivko@yandex.ru

Stefan Simonek (Hg.), *Verspernte Tore. Ukrainische Autoren und Wien*, Passau (Verlag Karl Stutz) 2006, 124 S.

Der Schutzumschlag vorliegender Anthologie von Wien-Texten ukrainischer Autoren in deutscher Übersetzung gleicht im Design der im selben Verlag 2004 erschienenen zweisprachigen Anthologie *Zweiter Anlauf. Ukrainische Literatur heute* (Hg.: Karin Warter und Alois Woldan): auf weißem Hintergrund in Gelb gehaltene Namen und Wörter in kyrillischer Schrift, Titel, Rücken und Kurzbeschreibung auf der Rückseite der Bücher auf blauem Grund. Sind es im *Zweiten Anlauf* die Namen der Gegenwartsautor/innen Галина Петросаняк, Тимофій Гаврилів, Наталка Білоцерківель, Оксана Забужко, Сергій Жадан, Тарас Прохасько und Микола Рябчук, so zielt das Cover der *Verspernten Tore* eine Textpassage aus *Wien* von Ostap Hryzaj (die Schreibung der ukrainischen Eigennamen orientiert sich hier und im Folgenden an jener in der referierten Anthologie).

Es handelt sich bei diesem Text um einen Essay, entnommen einem in Lwów (vormals Lemberg) 1923 publizierten schmalen Band dieses Titels. Der Autor zeigt sich beeindruckt vom „hohen Niveau der Alltagskultur“ im Wien der jungen Republik. In Letzterer sieht er, nachdem die Repräsentanten der Monarchie zurecht – ihnen werden „Schmarotzertum, Untaten und Dummheit“ angelastet – entmachtet worden seien, den Ort, wo ein „befreites Volk“ seine Feste feiere, z. B. am 1. Mai, und dem „Kult eines gesunden Körpers als tiefste Grundlage für eine Gesellschaft mit gesundem Geist“ fröne. Der Autor zeigt sich beeindruckt vom Volkssport, von öffentlichen Turnübungen der Schuljugend, z. B. am großen Platz bei der Siebenbrunnenfeldgasse im 5. Bezirk zur Feier des Tages der Republik. Die sportlichen Leistungen der Fußballer bildeten die *highlights* der Wiener Sonntage. „Der Wiener“ sei „ein Spaziergänger und Tourist von Geburt an“. Die junge Republik habe den einfachen Menschen zwei Wochen Urlaub im Jahr geschenkt und dafür, und besonders im Wiener Frühling, stünden „die unvergleichlich stillen Plätze der göttlich schönen Waldheiligtümer, die den Namen „Wienerwald“ tragen“, zur Disposition. Der „Wiener Kult des schöpferischen Menschen“ sei in „Umbruchszeiten der Geschichte der menschlichen Kultur“ dazu befähigt, „die gegenwärtige, von den romanisch-angelsächsischen Vandalen in ihren Grundlagen zerstörte Welt durch heitere Sonnigkeit zu befruchten“. So habe Schnitzlers *Tapferer Cassian* besonders durch das Bühnenkostüm des Helden Furore gemacht, gleichsam ein Ausdruck der Fröhlichkeit kindlicher Phantasie. – Die Vorlage für die Beschreibung dieses Kostüms des Cassian könnte die limitierte Ausgabe von Schnitzlers Puppenspiel in einem Akt mit Steinzeichnungen von Oskar Laske aus dem Jahr 1922 abgegeben haben. Für Hryzaj ist Schnitzlers *Tapferer Cassian* der Inbegriff des Wieners. (Wer dieses Schnitzlersche Kleinod gelesen hat, wird feststellen, dass alle darin vorkommenden Figuren skrupellos agieren.) Auch die „geistige Statur“ der Wienerin wird an der Heldin dieser Schnitzlerschen Miniatur gemessen. Von „graziöser Fröhlichkeit“, „ein wenig scharfem Witz“ und „sorgloser Natürlichkeit“, sieht der Autor in ihr „eine Sphinx ohne Rätsel“. Als berühmtestes Exemplar dieser Spezies gilt ihm Marie Antoinette, eine Gestalt, welche ihm Anlass zur These gibt, „dass Wien jetzt und auch in Zukunft der beste Mittler romanischer Kultur und romanischen Geisteslebens für jene osteuropäischen Zentren“ sei, welche bisher unter dem starken Einfluss des Deutschturns gestanden hätten. Dem Wiener Geistesleben sei aber auch eine „rein künstlerische Schwermut“ eigen, die der Autor wortreich und mit Pathos zu charakterisieren versucht. – Bei der Lektüre dieses Textes, aber auch aller anderen, stellen sich Fragen nach der Person des Verfassers. Antworten gibt das Vorwort des Herausgebers: Ostap Hryzaj gehörte zu jenen Vertretern der ukrainischen Intelligenz aus Galizien, die nach dem Ersten Weltkrieg nicht in ihre Heimat zurückkehrten; er lebte bis 1945 in Wien und floh vor der Roten Armee nach Bayern, wo er auch verstarb.

*Verspernte Tore*, der Titel der Anthologie, bezieht sich auf die in Wien spielende Episode in der Erzählung *Für die Kadylna* (1902) von Denys Lukijanowytsch. Unter „Kadylna“ ist ein gemeinschaftlich bewirtschaftetes Stück Land in Galizien zu verstehen. In der Erzählung geht es um ein solches Stück Land, um das Bauern mit einem Gutsherrn in Streit geraten sind. Ein Vertreter der Bauern, Dmytro, begibt sich nach Wien, um beim Kaiser Recht zu erlangen; ein Gesuch hatte man schon eingereicht, eine teuere Angelegenheit. Es ist der höllische Verkehr von Menschen und Maschinen, der Dmytro irritiert und einschüchtert; das Hin und Her vermittelt ihm den Eindruck, dass hier nicht gearbeitet werde, denn unter Arbeit versteht er

pflügen und säen. Er wird zum Kaiser nicht vorgelassen; Verzweigung überkommt ihn und er lenkt seine Schritte vom Graben in die Vorstadt Ottakring.

Auf den Text von Lukijanowytsch folgt in der Anthologie die satirische Erzählung *Ein dankbarer Wähler* (1912) von Osyp Makowej. Ein ukrainischer Abgeordneter zum Reichsrat, von einer längeren Italienreise zurückgekehrt, scheut sich, den Berg an Briefen zu öffnen, der sich während seiner Abwesenheit auf dem Schreibtisch aufgetürmt hat. Auch er einer jener Repräsentanten des Staates, welcher so manche Gesuche aus seiner Heimat unbearbeitet liegen zu lassen pflegt. – Der nachfolgende Text aus dem Kriegsjahr 1917 stammt von Petro Karmansky, einem Mitglied der Lemberger modernistischen Künstlergruppe „Die junge Muse“. Es ist ein Gedicht, betitelt: *Unter den Wiener Decken*. Das lyrische Wir steht für eine Kategorie von Akteuren, welche es sich in der Residenzstadt zu richten vermochte, die sich dort behaglich einrichteten, im warmen Daunenbett bloß „vor Schmerz und Ärger die Fäuste ballten“, anstatt zu kämpfen. Die Protagonisten der frühen Wien-Texte in dieser Anthologie – es handelt sich um Notizen aus dem Wiener Blatt *Der Bote. Zeitschrift für die politische und sittliche Bildung der Ruthenen des österreichischen Staates* aus den Jahren 1850 und 1867 sowie um Gedichte von Osyp Juri Fedkowjtsch, dem bedeutendsten Dichter ukrainischer Zunge der Bukowina, und von Iwan Franko – sind Soldaten, die in der Fremde, und das ist auch die Kaiserstadt, dienen müssen, sterben (*Der kranke Jäger; Der Rekrut*) und aufbegehren (*Aus den Gefängnis-Sonetten; Wer hat es verfasst?*): „Hej, ihr habt uns beschrieben, als wären wir Vieh: / Erscheinung, Namen, Alter, Größe, / Kennzeichen, Haare, Augen, Zähne – / Nun könnt ihr uns auf den Markt treiben nach Wien!“

Stefan Simonek hat in seinen Untersuchungen feststellen müssen, dass im Werk und in der Korrespondenz von Iwan Franko, der hier studierte und in Bahrs *Zeit* und Victor Adlers *Arbeiter-Zeitung* Texte veröffentlichte, Wien kaum figuriert. Außer zwei Gedichten enthält die Sammlung aus seiner Feder zwei Erzählungen: einen Auszug aus *Die Dryade* (1905) und *Ostaps Sohn* (1908). Im erstgenannten Text ist der Protagonist der Arzt Borys Hrab, der nach zehnjährigem Aufenthalt in Wien in seine galizische Heimat zurückgekehrt ist. Er macht sich in aller Herrgottsfrüh auf den Weg ins Gebirge, auf der Suche nach einer geeigneten Stelle, um eventuell ein Sanatorium, eine Lungenheilanstalt, zu errichten, aber auch, um das Naturerlebnis und die wilde Schönheit, welche nur hier erfahrbar ist, zu durchleben und auszukosten. *Ostaps Sohn*, eine späte Erzählung des Autors, trägt burlesken Charakter. Ein sich als Ostaps Sohn ausgebender junger Mann aus Wien fordert in Lemberg bei einem Rechtsanwalt eine Erbschaft ein und spielt verrückt. Das Ganze erweist sich als ein Traum.

Ein Brief von Lesja Ukrajinka, der neben Franko bedeutendsten Schriftstellerin in diesem Band, ist mit März 1891 datiert. Er gibt einen unmittelbaren Einblick in den Zeitvertreib und Umgang, welchen auswärtige Patienten, die zur meist ambulanten Behandlung nach Wien gereist kamen, hier pflegten. Dazu zählte auch Klientel aus dem Russischen Reich. Lesja Ukrajinka hatte laut diesem Brief an ihren Bruder in Wien Kontakt zu den ruthenischen resp. galizischen Kreisen, d. h. dem Kulturverein „Sitsch“ und zu Studierenden. Kurios auch ein Theaterbesuch: Gegeben wurde *Giovanni il Terribile* nach dem Stück von Alessis Tolstoi mit Rossi in der Hauptrolle.

Zwei Gruppen von Gedichten mit Wien-Bezug aus den Jahren 1919 und 1920 kontrastieren in ihrer Stimmungslage: Aus der 1919 in Wien gedruckten Sammlung *In der Fremde* von Oleksandr Oles fanden fünf Gedichte Aufnahme in die Anthologie, darunter ein stimmungsvolles, das mit den Verszeilen „Urbanikeller, Urbanikeller, / Dort ließ ich gern so manchen Heller“ beginnt. Auch die Gedichte über den Schönbrunner Zoo und den Prater entwerfen quasi zeitlose Bilder dieser berühmten Wiener Sehenswürdigkeiten. Besonnen die beiden kürzeren Gedichte über einen frühmorgendlichen Besuch des Stephansdomes und das Verweilen vor einem Schaufenster auf der Ringstraße mit Vögeln aus Ton und Marmor, die das lyrische Ich an seinen abwesenden Jungen denken lassen: „Er ist ein Meister, hätte mir gezeigt, wie man aus Ton / Vögel formt, schöner als Augarten sie macht...“. Oles, ein bedeutender Vertreter der Moderne aus der Ostukraine, emigrierte 1919 zuerst nach Budapest und dann nach Wien und schließlich 1924 nach Prag, dem mitteleuropäischen Zentrum der ukrainischen Emigration der Zwischenkriegszeit.

Die drei Gedichte von Spirydon Tscherkasenko, der 1919 im Auftrag des Bildungsministeriums der kurzlebigen Ukrainischen Volksrepublik nach Wien kam, 1923 nach Užhorod ging und sich 1929 in Prag niederließ, prophezeien dem „Babylon des Lasters“ das Kommen

„kühner Recken“, deren starker Geist „die weiten Räume säubern“ werde vom Müll (in *Wien*); ein „harter Schlag“ werde die Kärntner Straße treffen, von durchsichtigen Engeln ist die Rede, in deren Tun Sünde sei, eine trunkene Schar brülle daher, deren schmutziges Gelächter in den Gassen ertrinke und an das alte Gemäuer des finsternen Steffels pralle (in *Kärntner Straße*). Ein „hochherziger Großstadtlump“ sei dieses Wien, bewusst sich seiner Ambitionen, mit Sinn für die Traditionen „Geselligkeit und ein Hallo“. Ewig würde diese Stadt ihren Idealen dienstbar sein, gäbe es da nicht die äußeren Bezirke, die „schon längst vom Glauben abgekommen“. Denn jenes Wien, „gemein und hungrig, / Hält schon die Peitsche in der Hand!“ und brülle ein „Guten Morgen“ ins Zentrum, dass die Kaffeehausbesitzer aufheulten (in *Im Dunst*).

Das hier anklingende Motiv der Dichotomie von Wohlstand und nacktem Elend ist auch in einigen Texten von vor 1900 vernehmbar. In *Ein Diebskandidat* (1898) wird eine Szene in einer Volksküche geschildert. Ein vierbeiniger und ein zweibeiniger Proletarier sind die Helden einer traurig rührenden Geschichte aus der „fröhlichen, an der Donau gelegenen Hauptstadt“; es geht um einen Köter, der vor einen Karren gespannt, Lasten befördert, bis sein Herr tot zusammenbricht (*Der Proletarier*, 1898). Verfasser dieser Geschichten ist Sylwestr Jarytschewsky, der, wie einige andere Autoren dieser Anthologie auch, zum Studium nach Wien kam, also Gelegenheit hatte, hier längere Zeit zu leben. Um die Befindlichkeit des Ich-Erzählers und ein Schauspielerinnenschicksal dreht sich die dritte Erzählung (*Madame sans gêne*, 1899). In dem Gedicht *Dämon der Hauptstadt* (1899) desselben Verfassers werden, wie der Herausgeber kommentiert, stark allegorisiert und in einer an den Expressionismus gemahnenden Weise die gesellschaftlichen Verhältnisse erneut angesprochen: „Er flüstert Mühsal ein den Massen, / Schickt ihnen der Gesellschaft Kälte / Und bricht sie auf in viele Klassen, / Hier die Despoten – dort die Sklaven.“

In einer anderen Skizze aus dem Großstadtleben (*Ein unerwarteter Tod*, 1897), verfasst von Marko Tscherschynyna ebenfalls während seiner Studentenzeit in Wien, werden die im Gedicht von Jarytschewsky angesprochenen Zustände anhand der Geschichte eines ausgesetzten Waisenmädchens exemplifiziert. Ein Graf K., bereits Witwer, erbarmt sich ihrer, adoptiert sie, zieht sie groß, heiratet und verstößt sie, um ihr als Prostituierte wieder zu begegnen, was den alten Herrn allerdings so sehr in Erregung versetzt, dass ihn der Schlag trifft.

In einem düsteren Gedicht wird in dieser Anthologie auch der Zweite Weltkrieg ins Geschehen gebracht. In *Pilgrambrücke* (1945) von Mychajlo Orest, der sich 1944 ins Deutsche Reich durchschlug (oder absetzte?) – der Herausgeber spricht von „emigrieren“ –, „bluten die Wolken“, „Dunkelheit deckt die Stadt“, von einer finsternen und menschenleeren Brücke geht die Rede, wo „einsam steht meine Seele“ und „der Wind brüllen wird“, und „der Tod ein Festmahl bereitet / morgen, übermorgen und hundertmal morgen“.

Zwischen dem Entstehungsjahr des Gedichtes *Pilgrambrücke* und den jüngsten in der Anthologie vertretenen Texten klafft eine zeitliche Lücke von über fünfzig Jahren. Offenbar figurierte in der ukrainischen Literatur Wien in diesem Zeitraum nicht einmal marginal. Die jüngsten Texte stammen von Tymofi Hawryliw und einem der „shooting stars“ der jungen ukrainischen Literaturszene, Serhi Schadan. Beide Dichter begegnen in ihren Texten der Stadt souverän und selbstbewusst, aber keineswegs nostalgisch – eben postmodern. Sie waren hier zu Besuch, trafen sich mit ihren Verlegern und Übersetzern. Ironischerweise verlinkt sich die von Ostap Hryzaj pathetisch postulierte Rolle Wiens als Vermittlerin zum Romanischen mit Hawryliws Gedicht *In eine Schule mit fremdsprachlichem Schwerpunkt gehen ...* (1998), wo es heißt: „Sich nach der Arbeit / Auf der Kärntner Straße und dem Karlsplatz in die Scharen von Touristen / Mischen. In einem Kaffeehaus hinter der Hofreitschule in Zeitungen / Blättern, auf den Verleger wartend, bei einer schaumigen Melange. / Die Liebe zum Französischen hat sich hier in Namen und deren / Aussprache erhalten. Alles, / Was dir gegeben ist, nennt man in ihr Carte Blanche.“ Serhi Schadans Text *Am Rand* (2004) katapultiert die Leserschaft dieser Anthologie in die „real existierende“ Wiener Subkultur: Skins, Pubs, Alkoholiker und eine Rockband mit Namen „Hammer und Sichel“. Zu erwähnen ist, dass Serhi Schadan nach seinem einjährigen Wien-Aufenthalt (2001–2002) im Verlag „Krytyka“ in Kiew einen Band, Wien auch intermedial thematisierender Gedichte mit dem Titel *Istorija kul'tury počatku stolittja* herausgebracht hat, der bei Suhrkamp 2006 unter dem Titel *Geschichte der Kultur zu Anfang des Jahrhunderts* in der Übersetzung von Claudia Dathe mit Fotografien von Władysław Hetman und einem Nachwort von Juri Andruchowytch erschienen ist.

Abschließend sei auf ein Gedicht in dieser Anthologie besonders hingewiesen, nämlich Iwan Kruschelnyzkys *Für Hugo von Hofmannsthal*, erschienen 1929 in der Lemberger Zeitschrift *Neue Wege*. Folgende biographische Daten zum Autor gibt der Herausgeber im Vorwort: Iwan Kruschelnyzky war der Sohn Antin Kruschelnyzkys, eines bedeutenden Schriftstellers, der 1919 das Amt eines Bildungsministers der Westukrainischen Volksrepublik innehatte. Er emigrierte nach Wien und leitete hier den Verlag „Die Möwe“, der ukrainische Bücher herausbrachte. Sein Sohn Iwan besuchte das Gymnasium, und einer seiner Mitschüler war Hofmannsthals Sohn. Auf diesem Wege habe er Aufnahme im Hause Hofmannsthal in Rodaun gefunden, und es entwickelte sich eine tiefe Freundschaft zwischen dem Jüngling und dem Meister. Sein Leben verlief tragisch. 1927 nach Abschluss des Studiums in Prag nach Lemberg zurückgekehrt, begann Iwan Kruschelnyzky dort als Lehrer zu arbeiten. Aufgrund seiner pro-ukrainischen Einstellung entzog man ihm die Unterrichtsbefugnis; so übersiedelte er 1932 in die Sowjetunion. Dort wurde er 1934 unter dem Vorwand einer antisowjetischen Verschwörung erschossen. Im Jahre 1929 gab Kruschelnyzky *Gespräche mit Hofmannsthal* heraus, welche in Auszügen in der *Prager Presse* erschienen. (Diese *Gespräche* sind nach dem neuesten Stand der Hofmannsthal-Forschung insofern fiktiv, als sie Konrad Heumann zufolge „Erlebtes und Erlesenes unauflöslich in eine ganz eigene Gestalt bringen“. Sie wurden in den *Hofmannsthal-Blättern* 1977 erneut publiziert.) 1931 gab Iwan Kruschelnyzky Übersetzungen von Hofmannsthal-Gedichten heraus. So sind es seine Texte, welche einer Wiener Ikone in der ukrainischen Literaturgeschichte einen Platz verschafft haben.

Zum Schluss seien die Namen der Übersetzerinnen und Übersetzer angeführt: Neben Stefan Simonek, dem Herausgeber selbst, sind Rolf Göbner, Anna-Halja Horbatsch, Alexander Kratochvil, Michael Moser, Maria Weissenböck und Alois Woldan zu nennen. Denn Anthologien wie diese verdanken ihr Entstehen ihnen, einem idealistischen Verleger und einer günstigen Konstellation der „Zeumstände“, die es möglich machen oder sogar fordern, das Verbindende vor das Trennende zu stellen, doch auch dieses nicht verschweigen zu müssen, zumal der Monarchie-Diskurs ohnehin auf dieser Ebene geführt wird. Dem Herausgeber ist zu einem gelungenen Buch zu gratulieren.

Gertraud Marinelli-König  
Österreichische Akademie der Wissenschaften  
Kommission für Kulturwissenschaften und Theatergeschichte  
Postgasse 7, A-1010 Wien, Gertraud.Marinelli-Koenig@oeaw.ac.at

Adam Fałowski, *Język ruskiego przekładu katechizmu jezuickiego z 1585 roku* (= *Studia ruthenica cracoviensia* 2), Kraków (Universitas) 2003, 196 S.

Der in Krakau und Sanok tätige Slawist Adam Fałowski ist der Fachwelt unter anderem als ein verdienstreicher Herausgeber und Erforscher von wertvollen Quellen für die ostslawische Sprachgeschichte, insbesondere von deutsch-russischen Gesprächsbüchern, bekannt. Nun hat er die Faksimileedition und Analyse eines weiteren bemerkenswerten Textzeugen vorgelegt. Es geht um die Übersetzung des „*Parvus catechismus catholicorum*“ von Petrus Canisius in das Ruthenische, die im Jahre 1585 in Wilna im Umkreis jenes Jesuiten Antonio Possentino angefertigt wurde, den die Slawistik nicht zuletzt als Verfasser des Reiseberichts „*Moscovia*“ (Wilna 1586) kennt.

Im ersten Teil der Studie („*Wokół katechizmu ruskiego*“, S. 11–27) wird der kulturgeschichtliche Hintergrund des Textes ausgeleuchtet, im zweiten („*Język Katechizmu*“, S. 29–90) seine Sprache analysiert. Der dritte Teil („*Ocena przekładu Katechizmu*“, S. 91–99) setzt sich eine Bewertung der Übersetzung des Dokuments zum Ziel. Auf eine kurze Zusammenfassung der Arbeitsergebnisse („*Podsumowanie*“, S. 101–102) folgen ein Literaturverzeichnis sowie ein Index des kommentierten sprachlichen Materials (S. 103–108), schließlich eine

Faksimileedition des ruthenischen Drucks (S. 109–163) und des lateinischen Originals (S. 165–196).

Im ersten Teil schreibt A. F. zunächst prägnant über jene Katechismen, die bis in das Jahr 1600 für Ostslaven verfasst wurden, das sind 1) Szymon Budnys protestantischer Katechismus aus Nesviž von 1562, dann 2) der verloren gegangene, Stefan Zyzanij zugeschriebene orthodoxe Katechismus von 1595 sowie 3) der handschriftliche, Lavrentij Zyzanij zugeschriebene Katechismus von 1600, der laut S. Golubev zahlreiche Gemeinsamkeiten mit dem 1627 in Moskau gedruckten Katechismus von Lavrentij Zyzanij aufweist. Die 4) ruthenische Fassung des canisianischen Katechismus aus dem Jahre 1585 wurde bisher lediglich von E. Karškij untersucht, der allerdings nicht den gesamten Textzeugen einsehen konnte. Beide vollständig erhaltene Exemplare des Drucks befinden sich in der Universitätsbibliothek von Uppsala.

A. F. selbst hat schon im Jahre 2001 eine wichtige Studie zur Rolle der Wilnaer Jesuiten für die Entwicklung des Schulwesens, der Sprache und des Schrifttums der Ruthenen im 16. Jahrhundert vorgelegt (*Rola jezuitów wileńskich w rozwoju szkolnictwa, języka i piśmiennictwa zachodnioruskiego w XVI w.*, in: Krakowsko-wileńskie studia slawistyczne 3, pod red. W. Stepiak-Minczewej i A. Naumowa, Kraków 2001, S. 193–214), im vorliegenden Buch fasst er die Ergebnisse kurz zusammen: Aus einem Vorlesungsverzeichnis aus dem Jahre 1583 geht hervor, dass in der jesuitischen Akademie zu Wilna das Ruthenische auf der Grundlage der Bibel und des Katechismus unterrichtet wurde. Eine ruthenischsprachige Version des jesuitischen Katechismus muss also schon zu diesem Zeitpunkt vorgelegen sein (S. 16). Wahrscheinlich handelte es sich um eine frühere handschriftliche Version der später gedruckten Fassung. A. F. stellt den Katechismus in den Rahmen des ambitionierten Missionsprogramms aus Antonio Possevinos Umfeld, es gelingt eine abgerundete Darstellung, die sich vor allem auf Possevinos „Moscovia“ selbst sowie auf Ivan Kryp’jakevyčs Arbeit über „Unierte Ausgaben und die ‚ruthenischen‘ Übersetzungen des Antonio Possevino aus dem 1580-er Jahren“ (*Уніїні видання і ‚руські‘ переклади Антонія Поссевина в 1580-тих рр.*, in: *Analecta Ordinis S. Basilii Magni, L’viv 1928–1930*, vol. 3, S. 537–552) stützt. Die Übersetzung des Katechismus wurde von manchen Forschern jenem Vasil’ Zamaski zugeschrieben, welcher wahrscheinlich aus einem westlich von Polack gelegenen weißrussischen Dorf stammte und als einer der Übersetzer aus dem Umkreis Antonio Possevinos bekannt ist (S. 23–24). A. F. tendiert zu der plausiblen Auffassung, dass die Arbeit eher von einer Gruppe von Übersetzern geleistet wurde (S. 25).

A. F.s Analyse der Sprache des Katechismus ist nicht zuletzt aufgrund der Zählungen der meisten Phänomene von hohem Wert. Manche Stellen bedürfen jedoch eines Kommentars. So werden etwa die Wörter *привлацїенїа*, *привлаца(м)* und *властному* den Reflexen des Typs *Plat*, *TreT* zugerechnet, doch handelt es sich nicht – wie ohne Kommentar suggeriert wird – um Kirchenslavismen, sondern um über das Polnische vermittelte Bohemismen (S. 30). Zu Recht werden sie daher auch später als Polonismen gewertet (S. 87). In der Form der 3. Person Präsens Plural *издобать* (S. 31) ist im Unterschied zu den anderen angeführten Formen eine Schreibung des epenthetischen *l* im 16. Jahrhundert noch kaum zu erwarten. Im Abschnitt „Zapis [ě] przez *u*“ hätten die Belege *Нелжесвидительствуи, совестію, напервіишїи* und *чру(з)* weiter differenziert werden sollen. Die Schwankung zwischen *вид-* und *вѣд-* im ersten Fall ist aus der Ostslavia gut bekannt und nicht lautlich bedingt, in *чру(з)* ist *u* schwerlich als Reflex des *ě* zu interpretieren, da bei den Ostslaven auch südslavisches *TrēT* in der Regel durch *TreT* ersetzt wurde. Nur in den beiden übrigen Schreibungen befindet sich *u* in der Tat in der Position des etymologischen *ě*, wobei zwar in beiden Fällen auch in der Folgesilbe *u* steht, aber eine Deutung als phonetische Ukrainismen am wahrscheinlichsten ist, vgl. aber kurz danach im Dokument *совестію* mit *e* für *ě* (S. 133). Statt vier Fällen mit *u* für etymologisches *ě* schlagen also nur zwei nicht ganz sichere zu Buche, während Verwechslungen von *e* und *ě* auch sonst häufig auftreten. Bemerkenswert ist schließlich die Schreibung *Лиеность*, die für einen diphthongischen Reflex von *ě* spricht (S. 33–34). Im Abschnitt „Litera *vy* na miejscu słabego jeru wygłosowego“ (S. 34) wäre zu ergänzen gewesen, dass sowohl *авовѣмы* als auch *Похвалениемы* erwartungsgemäß vor einem anlautenden *u* des Folgewortes, also durchaus im Einklang mit alten ruthenischen Lautgesetzen auftreten, dass aber *сєрдцємы* vor *ako* und *уз’раты* am Satzende in zwei unmittelbar aufeinander folgenden Zeilen (51a.12–13) stehen und aller Wahrscheinlichkeit nach als Druckfehler zu interpretieren sind.

Nicht klar ist, warum *Справѣд'ливость* im Abschnitt „Litera ъ na miesju ъ“ angeführt wird (S. 35), ъ ist hier eigentlich authentisch. Im Abschnitt „Kontynuacja połączeń *ТръТ ПльТ ТръТ ПльТ*“ (S. 35) hätte nach der starken und nach der schwachen Position des Jerlauts unterschieden werden sollen. Eines gesonderten Kommentars hätte die Form *Чотвертое* bedurft, vgl. ukrainisches *четвертий* und weißrussisches *цэтырэўты* mit *e*. In diesem Abschnitt fehlt ebenso wie im Abschnitt „Zapis o na miesju [e] po innych spółgłoskach“, in dem als einziges Beispiel *Напродъ* angeführt wird, eine Nennung und eine Zählung des Belegs *чотырохъ* (der auf den S. 37 und 50 begegnet). Das Beispiel *Напродъ* hätte außerdem auf S. 30 nach den kirchenslavischen Metathese- und den ostslavischen Volllautformen ebenso wie die erwähnten tschechischen Metatheseformen gesondert als Beleg für eine polnische Metatheseform angeführt werden sollen. Keine Akan'eformen sind *помагати* und *помагают'*, es handelt sich hier um alte Dehnstufen (S. 36). Ist *превращениемъ* wirklich ein Beleg für *o* anstelle von *a* (S. 36) oder aber vielleicht neben *Напродъ* ein weiterer Beleg für eine polnische Metathese? Ob die Schreibung von *e* oder *ъ* an der Stelle von *'a < e* wie in *се < са* wirklich auf dem Vorbild des Polnischen beruhen soll, bleibt fraglich. Eine andere Interpretation, nämlich jene als Jakan'e-Reflexe, wird von A. F. erörtert (S. 40–41), eine weitere Möglichkeit wäre die Deutung als Reflex des in zahlreichen ukrainischen Dialekten bezeugten Übergangs *'a > e*, der in manchen dieser Dialekte nur für unbetontes altes *e* gilt. Auch die Darstellung der Morphologie bedarf stellenweise eines Kommentars: Die Endung *-и* in *елисавети* und *жони* ist kein morphologisches Phänomen, sondern als phonetisch bedingte Verwechslung von *и* und *ы* zu erklären. Schreibungen des Typs *моление науоуаемога* sind nicht als klare morphologische Fehler zu betrachten, sondern zeigen eher den erwähnten Zusammenfall von *e* und *'a* in nicht akzentuierter Position, der also hier nicht nur für altes *e* gilt. Der Akkusativ von be-seelten und von nicht-be-seelten Objekten (S. 42) hätte getrennt besprochen werden sollen, auch die mangelnde Unterscheidung von weichen und harten Stämmen oder von *o*-stämmigen Maskulina und Neutra führt verschiedentlich zu Orientierungsschwierigkeiten beim Lesen (S. 42–43). Gelegentlich hätte man sich einen Kommentar des Autors gewünscht, so etwa, wenn man den nicht regelrechten Instrumental Plural *речи* oder die ungewöhnliche Steigerungsform *лѣпшиого* antrifft (S. 44, 47). Kein Relikt der alten Konsonantendeklination, sondern Beleg einer morphologischen Innovation ist der Genitiv Singular in *того время* (S. 47). Spätestens zu dem Zeitpunkt, da Kurz- und Langformen von Adjektiven besprochen werden, stellt sich die Frage, ob es nicht sinnvoll gewesen wäre, Bibelzitate gesondert zu untersuchen, vgl. (*убудеши*) *диглолѣтень* aus dem Dekalog als Beleg einer sicherlich traditionsbedingten Kurzform im Maskulinum Singular Nominativ. Kein Beleg einer genitivischen Kurzform ist *свѣта тѣла*, es handelt sich hier lediglich um die Anteposition des genitivischen substantivischen Attributs. Die Superlativformen auf *прена-* sind aller Wahrscheinlichkeit nach als Polonismen zu betrachten (S. 47). In der Besprechung des Nominativs/Akkusativs Plural von Adjektiven und von Pronomina (S. 46, S. 49) wird nicht nach dem Genus unterschieden, was auch für die Behandlung der entsprechenden Numeralia gilt (S. 49–50). Fehlt in der dritten Person Präsens Singular das *-т* (\*), so hätte hervorgehoben werden können, dass dies nicht nur – wie bis heute in der weißrussischen und der ukrainischen Standardsprache – für Verben mit dem Präsensstema *e*, sondern auch für jene mit dem Präsensstema *i* gilt, vgl. *посвети, пріноси*. Resümierend konfrontiert A. F. seine Untersuchung mit A. I. Žuraŭskis Analyse der Druckwerke Francysk Skarynas und meint, dass diese „zugunsten einer sprachlichen Verwandtschaft der beiden untersuchten Quellen des westrussischen (zachodnioruskiego) Schrifttums“ sprächen. Intuitiv würde man diesem Befund zunächst durchaus zustimmen. Viele Merkmale könnten aber auch für andere ruthenische Texte des 16. Jahrhunderts gelten, so dass eine besonders enge Verwandtschaft zwischen dem vorliegenden Denkmal und den Texten des weißrussischen Reformators nicht zwingend erwiesen worden zu sein scheint.

Im Bereich der Lexik konzentriert sich A. F. auf jene Ausdrücke und Bedeutungen, die nach dem derzeitigen Stand der ostslavischen Lexikographie keine ältere Dokumentation kennen. Nicht ganz klar ist dann jedoch, warum *сотворитель* aufgenommen wird, obwohl A. F. darauf hinweisen kann, dass bei Skaryna sowohl *сотворитель* als auch *створитель* bezeugt sind. Eine bedenkliche Konsequenz aus dem von A. F. korrekt beschriebenen, auf dem Weg der Besserung befindlichen Stand der ostslavischen Lexikographie aus der Zeit vor 2003 besteht darin, dass er zu vielen Wörtern vergleichsweise frühe russische, nicht aber ukrainische oder weißrussische Belege anführen kann. Zu *охотне* etwa wird gemeint, es sei erst im 19.

Jahrhundert im Weißrussischen bezeugt, während kein ukrainischer Beleg genannt wird (S. 64). Das Wort tritt aber in genau dieser Form beispielsweise in Lavrentij Zyzanijs Kirchenslavisch-Grammatik aus dem Jahre 1596 auf. Dass es sich bei *невозможение* um einen Kirchenslavismus handelt, scheint zweifelhaft zu sein (S. 64), denn der einzige Beleg aus dem Wörterbuch des Altostslavischen vom 11. bis 14. Jahrhundert stammt aus den „Besedy“ Gregors des Großen, die bekanntermaßen dem tschechisch-kirchenslavischen Bereich zuzuordnen sind. Eher handelt es sich um einen kirchenslavisierten Polonismus, vgl. polnisches *wzmóże-nie* und denselben Substitutionsmechanismus im Präfix in *воспачное* aus polnischem *wprac-ny* (S. 71). In *пожодливостъ* und *пожодание* wurde schwerlich der polnische Nasal der Wurzel *zqd-* auf phonetischem Weg als *o* adaptiert (S. 71), denn im Polnischen gab es schon im 16. Jahrhundert vor Verschlusslauten keinen Nasalvokal mehr, sondern wie im heutigen Polnischen einen Nasaldiphthong aus oralem Vokal und nasalem Sonanten – es handelt sich also wohl eher um einen Hyperkorrektismus infolge von Akan'e. Für [požondl'ivoś] ist auch die Vereinfachung der Konsonantengruppe *ndl'* nicht auszuschließen, vgl. das für diesen Text spezifische *вопливый* (S. 82) aus polnischem *watpłiwy* [vontpl'iviy] sowie das auch in anderen Dokumenten häufig belegte *умеетностъ* aus polnischem *umiejętność* [um'ejętnoś]. Die Konjekturen *хотение* statt *годъ исправленїа* für *satisfactio* überzeugt nicht (S. 78) – warum soll die belegte Fügung nicht auf der Grundlage von *годъ* 'угодно, должно' erklärt werden können? Hinsichtlich des Belegs *за(у)зрение* (S. 81) ist die Annahme einer polnischen Quelle geradezu zwingend – nur aufgrund der lautgesetzlichen polnischen Entwicklung der Gruppe *zrz* ist die – nicht hochgestellte und gut erklärbare, also eigentlich nicht durch Klammern wiederzugebende – Schreibung des *u* nach dem Präfix zu erklären, vgl. von A. F. selbst angeführtes *zajrzić* neben älterem *zazrzić*. A. F. geht auch nach der lexikalischen Analyse weiterhin davon aus, dass die Verwandtschaft der Sprache des Katechismus mit der Sprache der Drucke Francysk Skarynas erwiesen sei. Der Anteil der vollkommenen lexikalischen Übereinstimmungen – es handelt sich um „mehr als 910“ von „ca. 1380“ Einheiten – scheint allerdings letztlich gar nicht so auffällig hoch zu sein und könnte auch für andere ruthenische Werke aus dem 16. Jahrhundert gelten; entsprechende Vergleiche wären noch anzustellen. Im Katechismus treten immerhin nach A. F.s Zählung insgesamt 134 Wörter (also rund 10%) auf – unter ihnen 11 Wörter nicht-slavischer Herkunft, 47 Kirchenslavismen, 55 Polonismen, 7 Lehnübersetzungen und 14 „ruthenische Ausdrücke“ („wyrazy ruskie“) –, die bei Skaryna nicht bezeugt sind (S. 87–88). Alle diese Beobachtungen sind unabhängig davon, ob man die Schlussfolgerungen teilt oder nicht, bedeutsam. Auf S. 87 wird allerdings *обьята* unter jenen „Wyrazy niesłowiańskiego pochodzenia“ angeführt, die bei Skaryna nicht belegt sind, auf S. 77 zitiert A. F. die im Text mit hartem Zeichen auftretende Form als *обята*, wohl zu Recht, denn sie geht unmittelbar auf polnisches *obiata* zurück, ist also trotz des Anklangs an lateinisches *oblatio* sehr wohl slavischer Herkunft (*ob-vět-*). Interessant sind A. F.s Beobachtungen zur Synonymie im Katechismus, vermissen wird man dagegen allgemeine Beobachtungen zur Syntax.

Es ist in der Tat höchst bedauerlich, dass kein einziges Exemplar von Jakub Wujeks Übersetzung des canisianischen Katechismus aus dem Jahre 1570 erhalten ist. Man wird A. F. unumwunden zustimmen, wenn er es für wahrscheinlich hält, dass sich der vorliegende ruthenische Katechismus auch an der polnischen Übersetzung orientierte.

A. F.s allgemeine Bewertung der Übersetzung des Katechismus fällt ausgesprochen kritisch, vielleicht ein wenig zu kritisch aus. „Nie ulega wątpliwości, że jezuci prawdziwie interpretowali (poza nielicznymi wyjątkami) tekst łaciński, natomiast olbrzymie trudności stwarzał im język, na który tłumaczyli. Nic dziwnego, język ten nie był tworzem żywym, istniał tylko w tekstach przekładów F. Skoryny i tłumacze znali go bardziej w teorii niż w praktyce.“ A. F. führt einige Fehler in der Sprache des Katechismus an, hier finden sich zahlreiche bemerkenswerte Beobachtungen. Doch nicht alle Fälle sind so eindeutig, wie es zunächst scheint. Handelt es sich beispielsweise wirklich um grammatikalische Fehler, wenn man *нолезно* mit Bezug auf *наука* oder *третее* mit Bezug auf *часть* liest? Oder geht es nicht auch hier um Belege für Akan'e und *e < 'a* in unbetonter Stellung? Liest man *за доброе или за злое* für *sive bonum, sive malum*, so zeigt der Kontext, dass es sich vielleicht um ein „Nieuzasadnione wprowadzenie przyimka“ handelt (S. 93), doch schwerlich um einen Fehler: Es heißt im ruthenischen Text (S. 120): „*вси вотелесе измртвых' вставши вбъавитиса и мають [!]. авывзаль кждды возмедіе [!]. подълмъ своимъ. бѣдчивтѣле [!] задоброе*



или за злое“. Die Übersetzer haben also ein Prädikat *za* + Akkusativ eingeführt, das vollständig den Regeln des Ruthenischen entspricht.

Der Faksimiledruck der ruthenischen und der lateinischen Version ist sehr gut lesbar, Adam Fałowskis kulturgeschichtliche Einführung lehrreich und seine sprachliche Analyse trotz der angesprochenen diskussionsbedürftigen Momente im Wesentlichen überzeugend. Mit dieser soliden Edition eines bisher wenig bekannten Texts hat der Krakauer Slavist einmal mehr entscheidend zu einem besseren Verständnis des frühneuzeitlichen Ostslaventums und seiner westlichen Beziehungen beigetragen.

Michael Moser  
 Institut für Slawistik der Universität Wien  
 Universitätscampus AAKH, Hof 3  
 Spitalgasse 2, A-1090 Wien  
 michael.moser@univie.ac.at

Розмова – Бесѣда. Das ruthenische und kirchenslavische Berlaimont-Gesprächsbuch des Ivan Uževyč. Mit lateinischem und polnischem Paralleltext herausgegeben von Daniel Bunčić und Helmut Keipert (= Sagners Slavistische Sammlung, hrsg. v. Peter Rehder, Bd. 29), München (Verlag Otto Sagner) 2005, LI + 287 S.

Als der Bonner Ordinarius Helmut Keipert im Jahr 2001 in der Zeitschrift für Slavische Philologie (53/1) seinen Artikel „Rozmova/Besěda. Das Gesprächsbuch Slav. № 7 der Bibliothèque nationale de France“ vorlegte, stellte er gleich mehrere wesentliche Dinge klar. Zunächst führte er vor Augen, dass es sich bei diesem der Slawistik schon seit Längerem bekannten Text um eine Bearbeitung der „im 16. und 17. Jahrhundert in Westeuropa weit verbreiteten *Berlaimont*-,*Colloquia*“ handelt, wobei es aus heutiger Sicht eigentlich als ausgesprochen erstaunlich gelten muss, dass vor ihm noch niemand auf diesen Gedanken gekommen ist, denn auf einem eingeklebten Zettel des Manuskripts hieß es bereits: „Ceparallele [sic] faisoit partie d’un dictionnaire en 8 langues [...]“, und auch im Text selbst gibt es Hinweise darauf, dass die ruthenisch-kirchenslavische *Rozmova/Besěda* in einem mehrsprachigen Kontext steht. Darüber hinaus aber bewies Helmut Keipert, dass der Text erst aus den vierziger Jahren des 17. und nicht schon aus der zweiten Hälfte 16. Jahrhundert stammt und von niemand anderem als Ivan Uževyč, dem Verfasser der zwei Handschriften der „Grammatica sclavonica“ aus den Jahren 1643 und 1645, geschrieben wurde.

Mit dieser ausgezeichneten Publikation setzen der verdienstreiche Bonner Slavist und sein Schüler Daniel Bunčić einen weiteren ruthenistischen Meilenstein<sup>1</sup>, für den ihnen die Fachwelt gar nicht genug danken kann. Sowohl die Einführung als auch die Edition entsprechen in jeder Hinsicht jenen Maßstäben, die man gerade an die Arbeiten aus Bonn anzulegen gewohnt ist und die nicht zuletzt gerade dort gesetzt wurden. Skrupulös untersucht werden die Wasserzeichen, der Schriftduktus des Autors, die Paginierung, die Eintragungen von Bibliothekaren, das erste Blatt und der Einband (S. V–XVIII). Alles Grundlegende wird hier auf vergleichsweise knappem Raum sehr genau mitgeteilt. Als Illustrationen finden sich Faksimilefragmen-

<sup>1</sup> Mittlerweile hat Daniel Bunčić auch seine ausgezeichnete Dissertation vorgelegt: D. Bunčić, *Die ruthenische Schriftsprache bei Ivan Uževyč – unter besonderer Berücksichtigung der Lexik seines Gesprächsbuchs „Rozmova/Besěda“*. Mit Wörterverzeichnis und Indizes zu seinem ruthenischen und kirchenslavischen Gesamtwerk (= Slavistische Beiträge 447), München 2006.

te, dabei sprechen die beiden Herausgeber die Hoffnung auf eine baldige Faksimileedition in der Ukraine aus, der man sich nur anschließen kann, auch wenn man wie der Verfasser dieser Zeilen zu den glücklichen Besitzern einer Kopie des Originals gehört. Die Editionsprinzipien für den kyrillischen Text überzeugen in jeder Hinsicht. Der Grundgedanke ist ebenso überzeugend wie dessen Umsetzung: Es „hat Lesbarkeit Priorität gegenüber paläographischem Reichtum“ (S. XVIII).

Ausgeführt wird, dass der ruthenische Text aus dem Lateinischen (und nicht etwa beispielsweise aus dem Polnischen oder dem Französischen) übersetzt worden sei, der kirchenslavische wiederum aus dem ruthenischen. An mehreren Stellen blieb der kirchenslavische Text im Übrigen unvollständig, weil „dem Verfasser (noch?) keine kirchenslavische Übersetzung für die gegebene Zeile des Gesprächsbuchs eingefallen ist“ (S. XXV). Als Vorlage für das Gesprächsbuch kommt „nur ein *Berlaimont*-Druck in acht Sprachen in Frage“, „weil auf fol. 4<sup>V</sup> als berücksichtigte Sprachen Flämisch, Englisch, Deutsch, Lateinisch, Französisch, Spanisch und Portugiesisch genannt sind“. Das Polnische wird nicht erwähnt, was zunächst die These der Herausgeber unterstützen könnte, dass Uževyč mit der polnischen Version nicht vertraut war, die in einem sechssprachigen Warschauer Druck aus dem Jahr 1646 vorliegt. Dennoch wird nicht nur der lateinische, sondern auch der polnische Paralleltext herausgegeben, sodass sich die Leserschaft selbst ein Urteil über das Verhältnis des ruthenischen zum polnischen Text bilden kann. Ein Literaturverzeichnis, ein „Schlüssel zu den abgekürzten Sprecheridentifikationen“ sowie eine „Inhaltsübersicht und Seitenkonkordanz zum *Berlaimont*“ schließen die kundige Einleitung ab.

Dann folgt die Edition, in der in gut lesbarer Schrift jeweils auf einer Doppelseite die lateinische, die polnische, die ruthenische und die kirchenslavische Spalte synoptisch nebeneinander angeordnet sind. Vereinzelt Fehler aus dem Editions- und dem Einleitungsteil findet man auf der Homepage der genauesten Leser dieser Publikation, nämlich der beiden Herausgeber selbst ([www.keipert.buncic.de/#corrigenda](http://www.keipert.buncic.de/#corrigenda)). Eine parallele Sichtung der polnischen und der ruthenischen Spalte wird wohl nicht die gesamte Leserschaft zu denselben Schlüssen wie die Herausgeber führen, die auch in der Dissertation Daniel Bunčičs wiederholt und für die zunächst in allen Arbeiten der Herausgeber überzeugend erscheinende Argumente beigebracht werden. Mir scheint, dass Uževyč die polnische Fassung doch kannte und häufig von ihr ausging. Er „verbesserte“ sie aber bei der Erstellung der ruthenischen Version auf der Grundlage der lateinischen und entrückte den Text dabei von der polnischen Vorlage, um ihn auch an die lateinische Fassung anzupassen. Dabei legte er häufig großen Wert auf eine möglichst genaue Übereinstimmung in der Wortordnung, und er tendierte auch darüber hinaus häufig zur möglichst wörtlichen Interlinearübersetzung, so schon am Anfang: Die lateinische Fassung zeigt beispielsweise „*nemo enim est vel in Gallia, vel in hac inferiore Germania, vel in Hispania, vel in Italia, negotiationis aliquid in hisce maritimis locis gerens [...]*“, die polnische „*Zadnego bowiem nie mąsz we Francyey / w Hiszpaniey / w Polsce / we Włoszech ná tych mieyscach báwiającego się [...]*“, das Ruthenische „*Жадень бовѣмъ несть любѣ вѣ Францій любѣ вѣ Нидерландехъ любѣ вѣ Гишпаний любѣ вѣ Влошехъ купецтвомъ се вѣ тыхъ поморскихъ мѣсцахъ бавячии [...]*“ (S. 4–5 der Edition): Warum findet sich gerade *бовѣмъ*, warum gerade *се [...]* *бавячии*, warum heißt es *вѣ Францій* und *вѣ Влошехъ*? Die häufige Übereinstimmung in solchen Fällen, in denen auch andere Synonyme zur Verfügung gestanden wären, ist schwerlich ein Zufall, die polnische Realisierung des *z* in *ve* ist in den zeitgenössischen Texten nicht allzu häufig. Uževyč wollte anscheinend außerdem nicht nur den polnischen Text „korrigieren“, indem er Sinn und Struktur (mehrfaches *любѣ* in Entsprechung zu *vel*) an die ihm vorliegende lateinische Version anpasste. Er wollte außerdem verheimlichen, dass er sich auf den polnischen Text stützte. Auf S. 6–7 sieht man, dass lateinisches „*sive castra sequatur*“ im Polnischen als „*lub w obozie służył*“ wiedergegeben wird. Uževyč begann hier zunächst zu übersetzen mit „*вѣ*“, das er dann jedoch durchstrich. Er wollte sicherlich schreiben „*вѣ* *вбозѣ* *слѣжилъ*“, besann sich aber dann eines Anderen und formulierte stattdessen sinngemäß mit „*на войнѣ зостаеть*“. Warum steht auf S. 36–37 gerade „*патръ кто есть*“ für „*vide quis sit*“? – Wahrscheinlich deswegen, weil es in der polnischen Version „*pátrz kto jest*“ heißt. Diesen Beobachtungen kommt zugegebenermaßen noch keine Beweiskraft zu. Weitere Argumente für meine von den Herausgebern abweichende Ansicht, die sich an den Ausführungen in Helmut Keiperts Aufsatz von 2001, in der vorliegenden Edition und in der Dissertation Daniel Bunčičs zu orientieren haben, werde ich jedoch sehr bald in einem

Aufsatz vorlegen, da sich diese wichtige Frage kaum im Rahmen einer Rezension bewerkstelligen lässt.

Die Edition der *Rozmova/Besěda* setzt die Traditionen des Bonner Instituts für Slawistik fort, in dem jahrzehntelang bleibende Bildungswerte von einer außerordentlich beeindruckenden Qualität geschaffen wurden und werden. Dass gerade diese Einrichtung in nächster Zukunft dem Sparstift des Landes Nordrhein-Westfalen zum Opfer fallen wird und in eines der neumodischen Osteuropakompetenzzentren ohne sprachwissenschaftliche Komponente umgestaltet werden soll, wird die deutsche Wissenschaftslandschaft zweifellos sehr bald bitter bedauern. Ohne sprachwissenschaftlich ausgerichtete Philologie kann es keinerlei fundierte Osteuropakompetenz geben. Dass man andere Institute, die solche Fähigkeiten traditionell vermittelt haben, entweder ebenfalls schließt oder sie in den Rahmen einer „Eurolinguistik“ hineinzwängen möchte, die doch an genügend anderen Instituten betrieben wird, verschärft die Situation der deutschen Slawistik, die durch die Maßnahmen der letzten Jahre einen irreparablen Schaden erlitten hat, nachhaltig. Wer wird in der Zukunft ältere slavische Texte lesen und verstehen können? Mit der Bonner sprachwissenschaftlichen Philologie – und das ist durchaus keine private Einzelmeinung – verliert die deutsche Slawistik nun also ein weiteres ihrer fünf oder sechs überzeugendsten Aushängeschilder, von denen mittlerweile nur noch bedenklich wenige übriggeblieben sind.

Michael Moser  
Institut für Slawistik der Universität Wien  
Universitätscampus AAKH, Hof 3  
Spitalgasse 2, A-1090 Wien  
michael.moser@univie.ac.at

Die entzauberte Idylle. 160 Jahre Wien in der tschechischen Literatur. Zusammenge- stellt und herausgegeben von Christa Rothmeier, Wien (Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften) 2004, 734 S.

In ihrer Anthologie präsentiert Christa Rothmeier nicht nur interessante und für die literarische Auseinandersetzung mit Wien wegweisende Texte, sondern bietet durch ihre Auswahl sowie durch ihre literaturhistorische Einführung „Das Bild Wiens in der tschechischen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts“ (S. 9–76) einen anregenden Einblick in die tschechisch-österreichische Literatur- und Kulturgeschichte an.

Schon allein das erste Ziel der Anthologie, relevante Texte zum Wiener Topos in deutscher Übersetzung zur Verfügung zu stellen, verdient Respekt, hat doch die Übersetzerin und Literaturwissenschaftlerin Christa Rothmeier in dieser Anthologie eine Fülle von Texten u. a. von K. H. Mácha, B. Němcová, J. Neruda, K. Klostermann, J. S. Machar, F. Gellner, J. Hašek, J. Karásek ze Lvovic, J. Deml, P. Kytlicová, J. Váchal, J. Durych, T. G. Masaryk, V. Nezval, F. Halas, J. Skácel, V. Černý, B. Grögerová und J. Hiršal, I. Blatný, L. Vaculík, B. Hrabal, P. Kohout, S. Richterová, I. Binar, J. Kratochvíl sowie J. Gruša auf Deutsch herausgegeben. Viele davon hatte sie „entdeckt“ und die meisten davon auch selbst übersetzt.

Bereits durch die chronologische Anordnung der Texte wird dabei der Perspektivenwechsel von der Idylle zur kritischen Sicht der nationalen und sozialen Gegensätze sichtbar, die sich gerade in dem schnell wachsenden Wien (und Prag) der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts verfestigte. Es wird aber durch diese Anordnung auch die verklärende Wahrnehmung Wiens in der Zeit nach 1968 deutlich, als das „Heimatland“ durch den Einmarsch der Sowjets und den Neostalinismus für viele Schriftsteller entzaubert wurde. Diesen Perspektivenwechsel macht Christa Rothmeier auch durch ihre Einführung nachvollziehbar. Darin werden auch andere Autoren und Texte als die in ihrem Band publizierten thematisiert, die damit in einen

weiteren kultur- und literaturgeschichtlichen Kontext gestellt werden, vor dem sie sich besser „entwickeln“ können.

Christa Rothmeier geht es aber um mehr. Es ist ihr erklärtes Ziel, durch ihre Anthologie eine Basis zur interdisziplinären Forschung zum Schicksalsraum Wien zu schaffen. Bei einer solchen Zielsetzung ist in dem Buch der einführende Text „Das tschechische Wien historisch“ (S. 77–108) von Monika Glettler zu begrüßen, in dem dessen Autorin zwar verkürzt, doch verständlich, anregend und unter Verweis auf eigene Arbeiten und entsprechende Forschungsliteratur brillant die Geschichte der tschechischen Immigration in Wien aus historischer Perspektive nachzeichnet. Christa Rothmeiers Wunsch nach der interdisziplinären Erforschung Wiens als „Treffpunkt“ des Habsburgerreiches wird dabei im Falle der Wiener Tschechen etwa zur selben Zeit durch eine Reihe von Arbeiten zu diesem Thema eingelöst: So widmet sich Vlasta Valeš in ihrem Buch *Die Wiener Tschechen* (Praha, Scriptorium 2004) dem „Einst und Jetzt“ der Wiener Tschechen mit Blick auf die Vereinsgeschichte, während das Buch *U nás ve Vidni* (Brno, Masarykova univerzita 1999) von Jan Balhar, Stanislava Kloferová und Jarmila Vojtová gezielt auf die Sprache der Wiener Tschechen eingeht.

Eigentlich dachte die Herausgeberin der Anthologie aber wohl eher an eine solche interdisziplinäre Erforschung Wiens, bei der man diesen Schicksalsraum aus der Perspektive der „deutschen“ Majorität und der „nicht deutschen“ Minoritäten beleuchten würde, wobei im 19. und 20. Jahrhundert jeweils auch das „eigene“ sprachliche Zentrum (Laibach, Prag ...) zum Vergleich heranzuziehen wäre. Schließlich wurden etwa die antitschechischen Maßnahmen in Wien unter Verweis auf Verhältnisse in Prag begründet, um – so ein Mitglied des Wiener Gemeinderates im Jahre 1908 – „unseren schwer bedrohten und geschädigten Volksgenossen in Laibach und Prag unsere Sympathien wie auch unsere Unterstützung und Hilfe zum Ausdruck zu bringen“.

In dem Zitat ist nicht zu übersehen, dass man bei einer solchen Perspektive mehr mit sprachnationaler Polarisierung und monokultureller Ideologie als mit Transkulturalität zu tun haben wird, auch wenn man dies im Hinblick auf die zwei Bilingualen, Karel Hynek Mácha und Jiří Gruša, durch die diese Auswahl umrahmt wird, zunächst glauben möchte. Denn das Wien dieser Zeit ist zwar auch im Falle der Tschechen, die zumindest vorübergehend die zahlenmäßig stärkste Minorität Wiens bildeten, ein gemeinsam geteilter Stadtraum ohne nationale „Ghettos“. Die Exklusion verläuft hier aber – ähnlich wie in Prag – entlang der sozialen Grenzen und Einrichtungen wie Vereine, Schulen oder Kirchen. Der Unterschied zu Prag besteht darin, dass die Wiener Tschechen im Unterschied zu den Prager Deutschen den öffentlichen Raum – wie etwa durch Denkmäler – kaum wesentlich prägen konnten, was auf die fehlende „eigene“ selbständig und selbstbewusst sowie dauerhaft entwickelte kulturelle Tradition und Identität sowie den niedrigen sozialen Status der Wiener Tschechen zurückzuführen ist.

Nun stellt sich die Frage, ob Wien nicht auch aus einem anderen interdisziplinären Blickwinkel heraus gesehen werden könnte. Christa Rothmeier selbst ist sich stets dessen bewusst, dass Wien nicht nur in Konkurrenz zu Prag, sondern auch in Konkurrenz zu München und Paris steht. In diesem Vergleich ist Wien angesichts seiner politischen Bedeutung für die böhmischen Länder des 19. und 20. Jahrhunderts im Vergleich mit anderen Kulturmetropolen (früher auch Rom, im 20. Jahrhundert sicherlich auch Berlin, Leningrad, Moskau und London) in der tschechischen Literatur oder der bildenden Kunst eigentlich unterrepräsentiert. So wäre es nicht uninteressant, der Frage interdisziplinär nachzugehen, welche Städte in welcher Weise das tschechische kulturelle Selbstverständnis bestimmten. Auch zu dieser Fragestellung hat Christa Rothmeiers Anthologie einen wesentlichen Beitrag geleistet.

Marek Nekula  
 Institut für Slavistik  
 Universität Regensburg  
 Universitätsstraße 27, D-93040 Regensburg  
 marek.nekula@sprachlit.uni-regensburg.de

Martina Gazdíková, *Die tschechischen Kontaktwörter in der slovakischen Sprachpraxis und in der Rezeption der zeitgenössischen Slovakistik (= Slavistische Beiträge 440)*, München (Verlag Otto Sagner) 2005, 340 S.

Im Juli 2004 reichte die junge slovakische Slavistin Martina Gazdíková ihre von Jadranka Gvozdanović betreute Inauguraldissertation zur Erlangung des akademischen Grades eines Doktors der Philosophie an der Universität Mannheim ein. Ein Jahr später erfolgte dann die Drucklegung der Studie, wodurch sie seither auch einer breiteren wissenschaftlichen Öffentlichkeit zur Diskussion vorliegt. In ihrer Arbeit setzt sich die Forscherin mit den so genannten tschechischen Kontaktwörtern im Slovakischen auseinander, die traditionell ein breites, zugleich aber auch konfliktbeladenes Forschungsfeld im Rahmen der zeitgenössischen Slovakistik darstellen.

Die Autorin gliedert ihre Arbeit in 12 Abschnitte. Nach der ungezählten Einführung (11–18) zu Ziel, Vorgangsweise und den Problemfeldern der Studie beleuchtet sie im ersten Abschnitt (19–28) kurz den slovakisch-tschechischen Sprachkontakt im historischen Kontext. Eine Übersicht der tschechischen Kontakterscheinungen im Slovakischen bilden den Kern des zweiten Abschnitts (29–44). Kapitel zur Identifizierung der Kontaktwörter (45–48) und zu den Kontaktwörtern in der Kodifikation (49–61) folgen. Den fünften und zugleich ersten zentralen Abschnitt bilden die Kontaktwörter in der slovakischen Pressesprache (62–184). Neben der Detailanalyse des zusammengestellten Korpus und der klassifizierenden Beschreibung von 33 ausgewählten Kontaktwörtern finden sich hier auch Ausführungen zu den Kontaktwörtern in Abhängigkeit vom Kontext, zum Einfluss tschechischer Textvorlagen, zur Funktionalität der Kontaktwörter und anderen Faktoren. Den zweiten Hauptabschnitt stellt das sechste Kapitel (185–244) mit seiner soziolinguistischen Umfrage dar. Unter anderem geht es darin auch um die Wertung und den Gebrauch der Kontaktwörter seitens der Befragten, die Resultate der Umfrage sowie den Vergleich mit den Ergebnissen einer ähnlichen Umfrage von M. Sokolová (1991). Im siebten Abschnitt (245–252) analysiert die Autorin noch exemplarisch die Situation im Internet. Das Werk beschließen die Zusammenfassung (253–259), ein Schlusswort samt Perspektiven (260–263), das obligate Literaturverzeichnis (264–275) sowie eine materialreiche Anlage (277–339) mit einem alphabetischen Verzeichnis von insgesamt 1865 Kontakterscheinungen, einem Verzeichnis der lexikalischen Kontakterscheinungen sortiert nach ihrer Frequenz, einer Auflistung der Unterschiede zwischen den Ausgaben des *Krátký slovník slovenského jazyka* von 1987 und 1997, der Übersicht über das zugrunde liegende Sprachkorpus, die Frequenzverhältnisse im Vergleich zu J. Mistrík (1969), der Auswertung der untersuchten Zeitungen, der Bewertung der Kontaktwörter seitens der Befragten, einer Beschreibung der regionalen Unterschiede in der Bewertung der Kontaktwörter und der Einteilung der slovakischen Dialekte.

Die besprochene Studie ist, was die methodische Vorgangsweise anbelangt, einwandfrei erstellt worden; dennoch hinterlässt das Werk beim Rezensenten einen etwas zwiespältigen Eindruck, und dies aus mehreren Gründen, wobei sprachlich problematische Formulierungen und formale Nachlässigkeiten wie die Schreibung des Nachnamens des tschechischen Linguisten Jiří Marvan als „Marwan“ (so auf S. 19 gleich drei Mal, dafür richtig im Literaturverzeichnis auf S. 271) oder Tippfehler der Art „Slovesko-český slovník“ (S. 265) statt richtig *Slovensko-český slovník* noch vernachlässigbar sind. Vielmehr führt die stete Brisanz des Themas innerhalb der Slovakistik dazu, dass die Monographie bereits zum Zeitpunkt ihrer Drucklegung nicht mehr ihren eigenen Ansprüchen in puncto Aktualität gerecht wird. So will Gazdíková den heutigen normativen Status der genannten Kontaktwörter und ihre Veränderungen nach dem gesellschaftlichen und politischen Umbruch seit dem Ende der 80er Jahre darstellen, vergisst aber darauf, dass sie eigentlich gar nicht mehr den heutigen normativen Status beschreibt, sondern lediglich jenen vom Ende der 90er Jahre mit jenem vom Ende der 80er Jahre vergleicht. Die letzte und zugleich normative vierte Auflage des *Krátký slovník slovenského jazyka* stammt nämlich nicht von 1997, sondern aus dem Jahr 2003 (KSSJ 2003). Es bleibt dem Rezensenten ein Rätsel, weshalb die Forscherin zumindest für die Drucklegung der Monographie nicht mit der aktuellen und einzigen normativ gültigen Auflage des KSSJ mit mehr als 850 Änderungen im Vergleich zur dritten Auflage gearbeitet hat. Gazdíková fehlen aus diesem Grund im Korpus ihrer Arbeit leider völlig die zuletzt als tschechische Kontakt-

wörter inkriminierten Ausdrücke wie *klokan* (Substandard für richtig *kengura*; KSSJ 2003: 251), *movitý, movitosť* (falsch für *hnutel'ný, hnutel'nosť*; KSSJ 2003: 341), *pokládka* (falsch für *kladenie*; KSSJ 2003: 504), *riadidlá* (falsch für *kormidlo*; KSSJ 2003: 620), *spravodaj* (falsch für *spravodajca*; KSSJ 2003: 695) oder *závodisko* (falsch für *pretekárska dráha, pretekovisko*; *stadión*; *dostihovisko*; KSSJ 2003: 934) oder sie werden zumindest fälschlicherweise als im KSSJ nicht verzeichnet angeführt, obwohl sie in der neuesten Auflage sehr wohl vorkommen, vgl. z. B. *andulka* (Substandard für *papagájec*; KSSJ 2003: 49), *doprovod* (falsch für *sprievod*; KSSJ 2003: 130), *kul'hať* (falsch für *krívať*; KSSJ 2003: 281), *potierat'* (falsch für *potláčať, prenasledovať, zdolávať*; KSSJ 2003: 533), *rovnítko* (falsch für *znamienko rovnosti, znak rovnosti*; KSSJ 2003: 626), *spiknutie* (falsch für *sprisahanie*; KSSJ 2003: 688) oder *špáratko* (falsch für *špáradlo*; KSSJ 2003: 745).

Was die verwendete Literatur angeht, so umfasst das Literaturverzeichnis viele wichtige und für das Thema maßgebliche Publikationen bis in das Jahr 2004. Dennoch weist die Übersicht starken Ergänzungsbedarf auf, was sich auch im vorliegenden Text durch inhaltliche Lücken oder Fehlinterpretationen niederschlägt, wenn etwa in der Aufzählung der Kontakterrscheinungen auf den verschiedenen Sprachebenen die im Slowakischen häufig verwendete Verbindung *nula celá* (so noch Stanislav 1977: 107 – falsch für *nula celých*; KSSJ 2003: 402) fehlt oder unter den tschechischen Kontaktwörtern fälschlicherweise auch *nudle* angeführt wird, obwohl es sich dabei ursprünglich um eine direkte Entlehnung in westslowakische Dialekte aus den angrenzenden österreichisch-bairischen Kontaktidiomen handelt (Newerkla 2002: 124, 2004: 97).<sup>1</sup>

Dafür hätten zusätzliche Kontakterrscheinungen ganz einfach durch einen kritischen Blick in die Literatur oder das Internet aufgefunden werden können, vgl. z. B. die puristische Publikation *Ako nehréšit' proti slovenčine* (ANPS 1995) oder das *Jazykové okienko*<sup>2</sup> des slowakischen Kulturministeriums, auf dessen Internetseiten seit geraumer Zeit nicht nur ein *Slovník správných a nesprávných výrazov v slovenčine* (Števková s. a.), sondern auch beachtliche Wortlisten zugänglich sind, die etwa *Najčastejšie jazykové nedostatky v úradných dokumentoch*, einen *Súpis výrazov, ktoré sú správne, ale v kontexte zákonov sa používajú nevhodne* oder einen *Súpis nevhodných slov použitých v legislatívnych textoch* beinhalten.

Abgesehen von der bereits genannten Sekundärliteratur vermissen wir darüber hinaus zur Abrundung der Sichtweise auf die Gesamtsituation im Literaturverzeichnis u. a. ASNM (1993), Bosák (1997), Dolník (1999, 2000a, 2000b, 2003, 2004), Findra (1991), Habovštiaková (2003), Horecký (1976, 1981, 2000, 2001, 2002), Kačala (1979, 1984, 1986), Král' (1982, 1988, 1989, 1990), Králik (1999), Kyseľová (2002), Lifanov (1997, 2001), MSS (1999), Newerkla (2003), Peciar (1978, 1979), Považaj (1996), PSP (2000), Sabol – Šlančová – Sokolová (1990), SNK, Sokolová – Musilová – Šlančová (2005), Števková (2002), Švagröský (1997), Tolstoj (1988), Uličný (1963, 1998), VSS (2002) und ZVTZSS (2000) sowie die kontrastiven Wörterbücher von Balčová – Greňa (2004), Horecký – Horecká – Kortman (1997), Nečas – Kopecký (1963, 1989).<sup>3</sup> Auch waren die Beiträge von Berger (2003a, 2003b) zum

<sup>1</sup> Das deutsche Wort *Nudel* erlangte nur im Tschechischen als *nudle* schriftsprachlichen Status, ist aber auch in der ungarischen Umgangssprache als *nudli* weit verbreitet und drang zumindest für einige Zeit sehr wohl in die angrenzenden slavischen Dialekte ein, vgl. z. B. älteres slowak. *nudla* [sic!] (meist Plur. *nudle*) 'Nudel (Kartoffel-, Stopfnudel)' (HSSJ 1992/II: 612), älteres slowak. dial. *nudľa* (Káľal 1924: 938), poln. dial. *nudle, nódle, nugle*, sloven. dial. *nudelj* oder kroat. dial. *nudla, nudl, nudlin*. Zwar konnte sich der Ausdruck im Slowakischen nie gegen *šulanec* (meist Plur. *šulance*) bzw. *rezanec* (meist Plur. *rezance*) durchsetzen, doch angesichts der Verbreitung des deutschen Ausdrucks im Ungarischen und in den angrenzenden west- sowie südslavischen Dialekten erscheint direkte Übernahme durch deutsch-slowakischen Sprachkontakt mehr als wahrscheinlich.

<sup>2</sup> Einzusehen unter <http://www.culture.gov.sk/main/index.php3?id=1081> (19. Juli 2006, 22:30 Uhr).

<sup>3</sup> Für weitere Literatur siehe Newerkla (2004: 631–710).

Zeitpunkt der Einreichung der Dissertation bzw. der Drucklegung der Monographie bereits längst in gedruckter Form erschienen und nicht länger im Internet zugänglich.

Trotz aller dieser notwendigen, korrigierenden und ergänzenden Randbemerkungen wird das Buch zweifellos auch in der vorliegenden Fassung als wichtiges materialreiches Referenzwerk seinen Weg in die slavistischen Fachbibliotheken finden.

## A b k ü r z u n g e n

- ANPS 1995: Ako nehréšiť proti slovenčine, Bratislava
- ASNM 1993: E. Fügedi – F. Gregor – P. Király, Atlas slovenských nárečí v Maďarsku. Atlas der slowakischen Mundarten in Ungarn, Budapest – Budapest
- Balcová – Greňa 2004: T. Balcová – Š. Greňa, Česko-slovenský, slovensko-český slovník, Bratislava
- Berger 2003a: T. Berger, Slovaks in Czechia – Czechs in Slovakia, International Journal of the Sociology of Language 162, 19–39
- Berger 2003b: T. Berger, Tschechisch und Slowakisch, in: T. Roelcke (ed.), Variationstypologie. Ein sprachtypologisches Handbuch der europäischen Sprachen in Geschichte und Gegenwart, Berlin – New York, 636–656
- Bosák 1997: J. Bosák, Prestratifikovaná slovenčina alebo hľadanie hraníc spisovnosti, in: S. Ondrejovič (ed.), Slovenčina na konci 20. storočia, jej normy a perspektívy (= Sociolinguistica Slovaca 3). Bratislava, 45–53
- Dolník 1999: J. Dolník, Vnímanie reálnej spisovnej slovenčiny. Docent Ján Bosák šesťdesiatročný, Jazykovedný časopis 50, 144–146
- Dolník 2000a: J. Dolník, Učiteľ a jazyková kultúra, Banská Bystrica
- Dolník 2000b: J. Dolník, O prístupe k spisovnej slovenčine, Slovenská reč 65, 149–155
- Dolník 2003: J. Dolník, Jazykové sebedomie, Slovenská reč 68, 257–271
- Dolník 2004: J. Dolník, Slovenský jazykový kodifikátor, Studia Academica Slovaca 33, 38–49
- Findra 1991: J. Findra (ed.), Všeobecné a špecifické otázky jazykovej komunikácie, 2 zv., Banská Bystrica
- Habovštiaková 2003: K. Habovštiaková, Úsilie o jazykovú kultúru v minulosti a dnes, Studia Academica Slovaca 32, 143–155
- Horecký 1976: J. Horecký, Východiská k teórii spisovného jazyka, Kultúra slova 10, 289–294
- Horecký 1981: J. Horecký, K teórii spisovného jazyka, Jazykovedný časopis 32, 117–122
- Horecký 2000: J. Horecký, O jazyke a štýle kriticky aj prakticky, Prešov
- Horecký 2001: J. Horecký, Kultivovanie slovenčiny. Princípy a kritériá, Bratislava
- Horecký 2002: J. Horecký, Preskriptívna a deskriptívna lingvistiká – miesto v kultivovaní jazyka, Studia Academica Slovaca 31, 82–89
- Horecký – Horecká – Kortman 1997: K. Horecký – K. Horecká – B. Kortman, Slovensko-český a česko-slovenský slovník rozdielných výrazov, Žilina
- HSSJ 1992/II: Historický slovník slovenského jazyka, II (K–N), red. M. Majtán, Bratislava
- Kačala 1979: J. Kačala (ed.), Z teórie spisovného jazyka, Bratislava
- Kačala 1984: J. Kačala (ed.), Obsah a forma v slovnej zásobe, Bratislava
- Kačala 1986: J. Kačala (ed.), Jazyková politika a jazyková kultúra, Bratislava
- Káral 1924: M. Káral, Slovenský slovník z literatúry aj nárečí, Banská Bystrica
- Král 1982: A. Král, Ústnosť a písomnosť rečových prejavov v masovej komunikácii a jazyková kultúra, Kultúra slova 16, 289–295
- Král 1988: A. Král, Kultúra jazyka, jazyková kultúra a kultúra reči, Slovenská reč 53, 3–12
- Král 1989: A. Král, Kultúra reči v rozhlase a televízii, Slovenská reč 54, 129–136

- Král' 1990: Á. Král', Jazyk je naším osudom. O naliehavej potrebe zvyšovať kultúru slovenčiny, Národná obroda, 8. 12. 1990, 12
- Králik 1999: E. Králik, Ku vzťahu etnického a konfesionálneho (na Slovenskom lexicálnom materiáli), in: *Varia* 8. Zborník materiálov zo VIII. kolokvia mladých jazykovedcov (Modra – Piesok 25. – 27. november 1998), red. M. Nábělková – E. Králik, Bratislava, 221–228
- KSSJ 2003: Krátky slovník slovenského jazyka. Štvrté, doplnené a upravené vydanie, Bratislava
- Kyseľová 2002: N. Kyseľová, Areálové vzájomné vzťahy slovanských jazykov centrálnej zóny, Banská Bystrica
- Lifanov 1997: K. V. Lifanov, Динамика литературно-языковой ситуации в Словакии в 14–19 вв., *Australian Slavonic and East European Studies* 2, no. 1/2, 19–33
- Lifanov 2001: K. V. Lifanov, Механизм конвертации и кодификация словацкого литературного языка, *Revue des Études slaves* 53, 1, 47–59
- Mítrík 1969: J. Mítrík, Frekvencia slov v slovenčine, Bratislava
- MSS 1999: M. Sokolová – G. Moško – F. Šimon – V. Benko, Morfematický slovník slovenčiny, Prešov
- Nečas – Kopecký 1963, <sup>2</sup>1989: J. Nečas – M. Kopecký, Slovensko-český a česko-slovenský slovník rozdílných výrazů, Praha
- Newerkla 2002: S. M. Newerkla, Die Vermittlung deutscher Lehnwörter durch das Tschechische in das Polnische und Slovakische, *Wiener Slavistisches Jahrbuch* 48, 117–131
- Newerkla 2003: S. M. Newerkla, Neuzeitliche Interferenzvorgänge im Wortschatz der westslawischen Standardsprachen, *Wiener Slavistisches Jahrbuch* 49, 119–132
- Newerkla 2004: S. M. Newerkla, Sprachkontakte Deutsch – Tschechisch – Slowakisch. Wörterbuch der deutschen Lehnwörter im Tschechischen und Slowakischen: historische Entwicklung, Beleglage, bisherige und neue Deutungen (= *Schriften über Sprachen und Texte* 7), Frankfurt am Main
- Peciar 1978: Š. Peciar, K pojmu norma, úzus, priemerný úzus, *Slovo a slovesnosť* 39, 295–299
- Peciar 1979: Š. Peciar, Vzťah pojmov norma, kodifikácia, úzus. Teze prednášky v SJS, Bratislava, 13. 11. 1978, *Jazykovédne aktuality* 16, 28–30
- Považaj 1996: M. Považaj, Čierno-biely pohľad na slovnú zásobu slovenčiny. Ako neherešit' proti slovenčine. Bratislava 1995, *Kultúra slova* 30, 40–45
- PSP <sup>2</sup>2003: Pravidlá slovenského pravopisu. Tretie, upravené a doplnené vydanie, Bratislava
- Sabol – Slančová – Sokolová 1990: J. Sabol – D. Slančová – M. Sokolová, *Kultúra hovoreného slova*, Košice
- SNK: Slovenský národný korpus, <http://korpus.juls.savba.sk>, 19. 7. 2006, Bratislava
- Sokolová 1991: M. Sokolová, Komunikatívna efektívnosť českých kontaktných javov v súčasnej slovenčine, in: P. Odaloš – V. Patráš (eds.), *Všeobecné a špecifické otázky jazykovej komunikácie. Komunikáty z vedeckej konferencie konanej v Banskej Bystrici 3. – 5. septembra 1991*. 2. diel, Banská Bystrica, 232–242
- Sokolová – Musilová – Slančová 2005: M. Sokolová – K. Musilová – D. Slančová, *Slovenčina a čeština. Synchronne porovnanie s cvičeniami*, Bratislava
- Štanislav 1977: J. Štanislav, *Slowakische Grammatik*, Bratislava
- Števciková 2002: D. Števciková, Má slovenčina budúcnosť?, *Sme*, 19. 3. 2002, 1
- Števciková s. a.: D. Števciková, Ako neherešit' proti slovenčině. Slovník správných a nesprávných výrazov v slovenčine, <http://www.culture.gov.sk/slovník/ak.html>, 19. 7. 2006, Bratislava
- Švagrovský 1997: Š. Švagrovský, Úzus, norma a kodifikácia slovenčiny (minulosť a prítomnosť), in: P. Koutský – A. Rády (eds.), *14x o prekladu*, Praha, 91–94



- Tolstoj 1988: N. I. Tolstoj, История и структура славянских литературных языков, Москва
- Uličný 1963: O. Uličný, Česko-slovenský vojenský slovník, Československý terminologický časopis 2, 367–370
- Uličný 1998: O. Uličný, Otázky kodifikace slovanských spisovných jazyků v postkomunistickém období, Slavia 67, 155–160
- VSS 2002: Východoslovenský slovník: historický dokumentovaný (921–1918); paralely české, slovenské ekvivalenty, 2 zv., zredigoval O. R. Halaga, Košice – Prešov
- ZVTZSS 2000: Z vývinových tendencií a zmien súčasnej slovenčiny. Separát, Bratislava (= Studia Academica Slovaca 29, 221–334)

Stefan Michael Newerkla  
 Institut für Slawistik der Universität Wien  
 Universitätscampus AAKH, Hof 3  
 Spitalgasse 2, A-1090 Wien  
 stefan.newerkla@univie.ac.at

Ernst Eichler (Hrsg.), Atlas altsorbischer Ortsnamentypen. Studien zu toponymischen Arealen des altsorbischen Gebietes im westslawischen Sprachraum. Unter der Leitung von Inge Bily bearbeitet von Inge Bily, Bärbel Breinfeld und Manuela Züfle, Leipzig (Verlag der Sächsischen Akademie der Wissenschaften) 2004 (Heft 5, 216 S., 1 Karte)<sup>1</sup>

Dieses Heft beinhaltet ein „Alphabetisches Register der rekonstruierten altsorbischen Personennamen (Vollnamen und Kurznamen) in den untersuchten Ortsnamen“<sup>2</sup>, ein „Alphabetisches Register der (altsorbischen) rekonstruierten Grundformen der heutigen Ortsnamen“<sup>3</sup>, ein „Alphabetisches Register der heutigen Ortsnamen“<sup>4</sup> und ein umfangreiches Literaturverzeichnis (S. 109–213).

Im Vorwort des Herausgebers wird festgestellt, dass dieser Atlas<sup>5</sup> bis jetzt nur Ortsnamen, die aus Personennamen gebildet worden sind, beinhaltet – aus Ortsnamen erschlossene Appellativa gäben „Aufschlüsse über Landschaft und Boden, Bewaldung, Pflanzen- und Tierwelt und vor allem auch über Siedlung und Länderschließung...“ (S. 5), sie könnten auch den bis jetzt bekannten sorbischen Wortschatz ergänzen<sup>6</sup> und eine vergleichende Einbeziehung in le-

<sup>1</sup> Diese Rezension ist Fortsetzung und Abschluss der Rezension des „Atlases altsorbischer Ortsnamentypen“, die in Band 50 des „Wiener Slavistischen Jahrbuchs“ (2004) auf S. 269 f. erschienen ist.

<sup>2</sup> S. 17–81, z. B.: \**Badogost* (S. 17).

<sup>3</sup> S. 82–93, z. B.: \**Chotěbuž* (*Cottbus*) (S. 83).

<sup>4</sup> S. 94–105, z. B.: *Cottbus* (\**Chotěbuž*) /S. 95).

<sup>5</sup> Der Geldgeber dieser Veröffentlichung und des damit verbundenen Forschungsprojektes, die Sächsische Akademie der Wissenschaften, ist nicht dazu bereit, eine nötige Weiterführung zu finanzieren.

<sup>6</sup> „Die aus der Toponymie erschlossene appellativische Lexik tradiert Belege (...) aus einer Zeit, aus der keine zusammenhängenden slavischen Texte überliefert sind.“ (E. Eichler, Die westlichste Peripherie des slavischen Sprachgebietes, Zeitschrift für Slavische Philologie 57 (1998), 269–280, bes. 279).

xikologische Untersuchungen (Einleitung S. 1) ermöglichen. Das durch sie erschlossene Material ist auch für die historische Phonetik von Bedeutung<sup>7</sup>.

„Die Verkürzung der Laufzeit des Projektes um sieben Jahre (...) machte nachträglich eine grundlegende Änderung der Konzeption der bereits laufenden Arbeiten notwendig.“ (Einleitung S. 9). Was so vielversprechend begann, endet also als Torso, der keine Ergänzungen zum sorbischen Wortschatz durch Appellative liefern wird.

Slawisch-germanische Kontakterscheinungen wurden ausgeschlossen (Einleitung loc. cit.) – es muss natürlich eine Grenze der zu bearbeitenden Materie gezogen werden, ob man auf diesem Gebiet aber auf die Bearbeitung des deutschen Einflusses auf das sorbische Namenmaterial verzichten kann, sei dahingestellt. Auf eine Einbeziehung von deutschen Mundartformen der Ortsnamen „mußte weitgehend verzichtet werden“ (Einleitung S. 12), was unseres Erachtens keine gute Idee ist, selbst wenn historische Belege in großer Anzahl vorhanden sind: Die amtlichen deutschen Ortsnamen sind ein Produkt der Kartographen, die oft den örtlichen Dialekt nicht beherrschten, und haben für die Linguistik nur geringe oder gar keine Aussagekraft.

Es wurde kein Unterschied zwischen den Ortsnamen von Wüstungen und denen bestehender Siedlungen gemacht, da kein Zusammenhang zwischen dem Wüstungsvorgang und der Ortsnamentypologie feststellbar sei (Einleitung loc. cit.): Diese banale Feststellung ist insofern zu korrigieren, als es interessant wäre, ob Wüstungen vor allem slawisch oder vor allem germanisch benannt worden sind.

Zu den in diesem Heft bearbeiteten altsorbischen Ortsnamen gibt es leider keine Parallelen aus anderen Sprachen. Solche Vergleiche sollten Teil der Studien sein, die auf der Grundlage dieses Werks gemacht werden können, s. aber die Vergleichsnamen in Heft 2 wie z. B.: *Dobernitz* < aso. \**Dobromirici*, tschech. *Dobroměřice*, poln. *Dobromierzycze* (S. 71).

Unter den altsorbischen, aus den Ortsnamen rekonstruierten Personennamen sind nur wenige christliche Taufnamen, womit wohl Personennamen hebräischer Herkunft gemeint sind, die aus dem Neuen Testament stammen (S. 35; es handelt sich dabei um \**Ivan* bzw. \**Jan*, \**Michal* (S. 49) – zwei Namen unter über 600 Personennamen insgesamt) sowie „ein mit einem slawischen Kurznamen-Suffix versehener deutscher Personennamen (*Kuniš*)“ (S. 35), unter den aus den bisher bearbeiteten altpolabischen Ortsnamen (s. unten) erschlossenen Personennamen gibt es weder christliche noch deutsche Namen.

Der Wert dieses Atlases liegt vor allem darin, dass er umfangreiches Material für weitere Forschungen bietet, z. B. – um nur einige weiter zu bearbeitende Sachgebiete zu nennen – innerhalb des Sorbischen Ergänzungen zur phonologischen Entwicklung, außerhalb des Sorbischen Vergleiche mit der slawischen Namenlandschaft, auch in typologischer Hinsicht mit Namen aus nicht an das Sorbische angrenzenden slawischen Sprachen. Außerdem könnte sich eine Antwort auf die heftig umstrittene Frage ergeben, ob Obersorbisch und Niedersorbisch auf eine oder auf zwei Sprachen zurückgehen.

In das Heft 5 sind auch altpolabische – altpolabisch bezieht sich auf das Polabische, bevor es schriftlich festgehalten wurde – Ortsnamen<sup>8</sup> in das bearbeitete Material aufgenommen worden, allerdings wird das weder im Titel dieses Werks noch im Vorwort erwähnt, lediglich im Inhaltsverzeichnis dieses Heftes steht „Ergänzungen aus den bisher bearbeiteten Teilen des altpolabischen Gebietes“. Wenn aber noch nicht alle Ortsnamen des altpolabischen Gebiets bearbeitet worden sind, warum sind sie dann aufgenommen worden? Leider sind diesen Ortsnamen keine historischen Belege beigegeben, so dass eine seriöse Weiterbearbeitung – z. B. ein Vergleich polabischer Ortsnamen mit ähnlichen altsorbischen Ursprungs – dieses Materials, das einem Slavisten sonst nur schwer zugänglich ist, kaum möglich ist.

<sup>7</sup> Dazu z. B. in letzter Zeit W. Wenzel, *Niederlausitzer Ortsnamenbuch*, Bautzen 2006, 12 f.

<sup>8</sup> Altpolabische Ortsnamen stammen aus folgenden Quellen: aus regionalen Ortsnamenbüchern, aus Sekundärliteratur von T. Witkowski, A. Schmitz und W. Laur und aus dem Register des von R. Trautmann untersuchten Materials, das von H. Schall zusammengestellt worden ist.

Man kann auch nicht kritisch beurteilen, ob die Identifizierung des vorliegenden Ortsnamens als polabisch korrekt ist: So soll z. B. *Dummersdorf* (S. 45, s. v. aplb. \**Domamir*), ein Stadtteil Lübecks, polabischer Herkunft sein; sowohl der altpolabische als auch der altsorbische Name \**Ratimir* soll deutsch *Rathmannsdorf* (S. 68) ergeben haben; der Name *Zimmersee* soll auf altpolabisch \**Simir* (S. 29) zurückgehen und nicht deutscher Herkunft (die semantisch auch unsinnig wäre) sein; *Deutsch-Paulsdorf* (wohl nur der Teil *Pauls-*) soll auf \**Vislav* (S. 79) zurückgehen – wie kann man das alles belegen, wenn man nicht auf historische Belege zurückgreifen kann? Dass *Eichede* (S. 30) auf \**Slavomir* zurückgehen soll, ist aus Sicht der Gegenwart unverständlich.

Diese polabischen Ortsnamen sind weder in abschließende Register – z. B. ein alphabetisches Verzeichnis der polabischstämmigen Ortsnamen – noch in Karten aufgenommen worden, was zur Folge hat, dass die historische Ausdehnung der polabischen Besiedlung – sie erstreckte sich über das hannoversche Wendland (den Landkreis Lüchow–Dannenberg) hinaus –, die sich aus den angeführten polabischen Ortsnamen ergibt, nicht festgestellt werden kann. Dem besprochenen Heft ist eine „Übersichtskarte des Untersuchungsgebietes altsorbischer Ortsnamen“ beigegeben, das Wendland läge außerhalb des auf dieser Karte dargestellten Gebiets. Das Gebiet der Oderwenden, deren Sprache in der Einleitung in Heft 1 als „Oder-sorbisch“ (S. 9) bezeichnet wird, und dessen sorbischstämmige Ortsnamen werden dagegen leider nicht behandelt, obwohl sie in einem Buch über altsorbische Ortsnamen durchaus am Platz wären. Das Untersuchungsgebiet wurde ausdrücklich nicht von Oder und Neiße begrenzt, sondern von Bober und Queis, und zwar „in Absprache mit der polnischen Namensforschung“ (Heft 1, S. 9) – das kann nur eine Arbeitshypothese sein, die sorbisch-polnische Sprachgrenze ist durch andere Kriterien als eine Abmachung zwischen Linguisten definiert.

Die Einbeziehung polabischer Ortsnamen war offenbar nicht von Anfang an vorgesehen: In der Einleitung in Heft 1 ist vermerkt, dass „im Norden das Altsorbische an das Altpolabische“ anschließt (S. 9), in Anmerkung 3 auf S. 29 finden sich dazu Angaben zur Sekundärliteratur betreffend das Polabische mit einem Hinweis auf „eine Karte, die die sorbisch-polabische Sprachgrenze zeigt“<sup>9</sup>.

Die polabischen Ortsnamen – 108 neben über 600 altsorbischen –, die in diesem Werk ohne Erwähnung in dessen Titel versteckt sind, hätten eine eigene Publikation verdient, da sie in den bis jetzt vorhandenen polabischen Wörterbüchern<sup>10</sup> nicht erwähnt werden: Die Ergänzung des Wortschatzes dieser Korpus Sprache ist – wenn irgend möglich – unbedingt notwendig.

Eva Maria Ossadnik  
Österreichische Akademie der Wissenschaften  
Balkan-Kommission,  
Fleischmarkt 22, A-1010 Wien  
eva-maria.ossadnik@oeaw.ac.at

<sup>9</sup> In: Die Slawen in Deutschland, Geschichte und Kultur der slawischen Stämme westlich von Oder und Neiße vom 6. bis 12. Jahrhundert, Ein Handbuch, Neubearbeitung, Hrsg. J. Herrmann, Berlin <sup>2</sup>1985, Kap. Sprachen und Dialekte, von E. Eichler und T. Witkowsky, S. 52, Abb. 14.

<sup>10</sup> K. Polański – J. A. Sehnert, Polabian-English Dictionary, The Hague – Paris 1967; R. Olesch, Thesaurus linguae dravaenopolabicae, Köln – Wien 1983–1987.

Ciro Gianelli – Sante Graciotti, *Il Messale croato-raguseo (Neofiti 55) della Biblioteca Apostolica Vaticana (= Studi e Testi 411), Città del Vaticano (Biblioteca Apostolica Vaticana) 2003, CVI + 579 S.*

In der kroatischen Literatur des Spätmittelalters gab es römisch-katholische Missalien in glagolitischer Schrift sowie – seit dem 14. Jh. – Lektionarien in Lateinschrift. Ende des 19. Jh. wurde in der Vatikanischen Bibliothek in der Sammlung „Neofiti“ (Nr. 55) eine Papierhandschrift mit 413 Blatt entdeckt, die ein kroatisches Messbuch in Lateinschrift und im Dialekt von Dubrovnik enthält. Die Bedeutung der Handschrift wurde vom Skriptor der Vatikanischen Bibliothek *Ciro Giannelli* (1905–1959) erkannt, der eine Edition der Hs. plante und begann. Seine Verpflichtungen als Byzantinist an der Universität Rom nach dem 2. Weltkrieg unterbrachen seine Bemühungen, und nach seinem Tod gelangte der Nachlass Gianellis an den Slavisten und Kroatisten Professor *Sante Graciotti*. Die Edition des Denkmals, begleitet von einer einleitenden Studie (S. VII–CVI), liegt nun in dem stattlichen Band vor.

Die Einleitung teilt sich in folgende Unterkapitel: I. Il manoscritto, l'autore, il testo (VII–XXXIV), II. Vr (= Abkürzung für die Hs.) e il suo modello latino (XXXIV–LV), III. Vr nella tradizione testuale e letteraria croata (LVI–CIV), IV. Per una conclusione (CIV–CVI). Das längste dritte Kapitel ist in Abschnitte über die Teile des Missale unterteilt, und zwar das Lektionar (d. h. die Schriftperikopen), das Antiphonar, das Sakramentar (Rubriken, Sündenbekenntnis, Gloria, Präfationen, Credo, Paternoster), die Messorationen sowie die Sequenzen.

Die Handschrift ist undatiert, auf Grund der Wasserzeichen und gewisser textologischer Anhaltspunkte lässt sie sich in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts datieren (S. XIII). Ein Kolophon am Ende des *Commune sanctorum* verrät den Namen eines der Abschreiber: *Ivan Drkoličić*. Dieser ist jedoch sonst nicht bekannt (S. XIV), obwohl es naheliegt, eine Verwandtschaft mit dem bekanntesten frankiskanischen Schriftsteller und Theologen *Bonifacije Drkoličić* (geboren auf der Insel Lopud, 1564 Bischof von Ston, † 1581; vgl. Brlek 1993) zu vermuten. Daneben gibt es, wie ein kursorischer Vergleich der Schrift zeigt, noch mindestens zwei weitere Schreiber (S. XV). Diese Hände verwenden teilweise unterschiedliche orthographische Regeln. Wenn es auch nicht gelungen ist, den Schreiber, der wahrscheinlich dem Benediktinerorden angehörte, in anderen Dokumenten nachzuweisen, verrät die Sprache der Hs. die ragusäische Herkunft, vgl. z. B. *brijeme* 'Zeit', *trešnja* 'Erdbeben', *daž* 'Regen', *vota* 'Mal' (< ital. *volta*) usw. (S. XVI).

Der Terminus ante quem non steht wieder im Kolophon: *po zboru skupštine u Trentu*, d. h. nach dem Konzil von Trient (1545–1563). Eine weitere chronologische Präzisierung ergibt sich aus der Berufung auf das nachtridentinische Missale von 1570 (S. XVIII). Jedoch besteht diese Abhängigkeit erst ab ungefähr der Mitte der Hs., sodass mit der Abschrift des Messbuchs offenkundig etwas vor 1570 begonnen wurde. Damit im Einklang steht, dass das Dubrovniker Messbuch die größte textologische Abhängigkeit zum gedruckten Venediger (lateinischen) Missale von 1481 besitzt (S. XIX). Wichtig für die Vorgeschichte des Dubrovniker Messbuchs ist die Beobachtung des Autors, dass darin die archaische Orthographie <*g(i)*> für [č] – bekannt aus dem Zadarer Aufnahmevertrag für Dominikanerinnen (1345; Edition: Malić – Fališevac 2004: 3–4), der Šibenska molitva (14. Jh.; Edition: Malić – Fališevac 2004: 5–8) und aus dem Dubrovniker Psalter (Edition: Fancev 1934: 115–249) (S. XX; vgl. schon Fancev 1934: LVI f.) – sowie Spuren eines kyrillischen Protographen (S. XXI) vorkommen. Als Resultat der Analyse der Teile des Missale im Vergleich zur lateinischen Tradition ist festzuhalten, dass es dort, wo Trient keine neuen Texte gebracht hat, auf einen lateinischen Text des letzten Viertels des 15. Jh. zurückgeht, wobei die Texte der Perikopen noch ältere einheimische Traditionen reflektieren. Die Qualität der neu übersetzten Texte wird nicht hoch eingeschätzt: „La parte personale che il Drk porta in questo lavoro si rende evidente nella bassissima qualità della tradizione.“ (S. XXXVIII). Wichtig für die Geschichte der Liturgie in der Volkssprache ist, dass das kroatische Dalmatien lateinschriftliche Missalien bereits im 15. Jh. gekannt haben muss.

Das dritte Kapitel ist dem Vergleich des Dubrovniker Messbuchs mit kroatischen Texten des 15. und 16. Jh. gewidmet, u. zw. mit den lateinschriftlichen Lektionaren von Zadar (Mitte des 15. Jh.; vgl. Rešetar 1894), *Bernardin* (1495; vgl. *Maretić* 1885) und *Ranjina* (1508–1509; vgl. *Rešetar* 1894) sowie mit den gedruckten glagolitischen Messbüchern von 1483 (Erst-

druck; Misal 1971) und 1531 (Rijeka; Šimun Kožičić-Benja). Graciotti folgert aus seinen textologischen Vergleichen, dass der (die) Redaktor(en) sowohl die Lektionarien als auch – in seltenen Fällen – die glagolitischen Missalien (vgl. S. LXXII: „*Nei confronti dei messali glagolitici croati il lezionario di Vr mantiene la stessa autonomia che hanno gli altri lezionari volgari.*“) benutzt hat/haben. Jedoch sei es nicht möglich, ein Stemma aufzustellen: „... non c'è tradizione testuale e il lezionario di Vr non entrerà mai in uno stemma inesistente.“ (S. LXXI). Diese bei den Perikopen gewonnenen Erkenntnisse bestätigen sich bei den übrigen Teilen des Missales, in denen noch geringfügigere Übereinstimmungen zwischen dem Dubrovniker Text des 16. Jh. und den zwei glagolitischen Missalien festgestellt wurden. Wenn es Übereinstimmungen gibt, liegen sie im Missale Kožičić-Benjas, und nicht im Erstdruck vor (vgl. z. B. S. LXXVII, Fn. 283; LXXXV, LXXXVIII).

Bei einem derart langen und typographisch schwierigen Text waren Druckfehler kaum zu vermeiden. Wegen der Druckfehler der Edition erschien noch im selben Jahr eine elfseitige Druckfehlerliste von Luca Vaglio (Vaglio 2003; ich verdanke diese bibliographische Angabe Herrn Prof. Giorgio Ziffer aus Udine). Darüber hinaus seien ohne Anspruch auf Vollständigkeit noch einige weitere aus der Einleitung angeführt: *editio princeps del 1484* (S. LVIII) – lies: 1483; *attribuite* (S. LIX) – lies: attribuite; *lontale* (S. LXIII) – lies: lontane; *il messale del principe Novak* (cod. sl. 3 della Biblioteca Nazionale di Vienna, del 1368) (S. LXIII, Fn. 252) – lies: cod. sl. 8; *šćeju ž vam* (S. LXVII.3) – lies: šćeju že vam; *gazupilskii* (S. LXVII.15) – lies: *gazupilakii*; *viče* (S. LXVII.30) – lies: vice; *živučim* (S. LXVII.38) – lies: živućim; *vzvratil' esi plēn'e* (S. LXXVII, Fn. 283) – lies: *vzratil' esi plēn'*. Im Text des Glaubensbekenntnisses des Erstdrucks ist „*bog' ot boga*“ keine sekundäre Verschlechterung („*accusativi che sono volti ... al nominativo*“; S. LXXXIX), sondern die Bewahrung des alten Nominativ/Akkusativs. Ein Widerspruch besteht zwischen der Kennzeichnung des Novak-Missales als „*più antico e importante testimone della tradizione testuale del messale glagolitico croato*“ (S. LX) und der traditionellen Einordnung des Missales Vaticano illir. 4 in das „*primo quarto del sec. XIV*“ (S. LXIII, Fn. 252). M. M. stammt die sprachlich und textologisch altertümlichste Hs., Vat. illir. 4, in Wirklichkeit erst aus der zweiten Hälfte des 14. Jh. und ist vielleicht sogar jünger als das Novak-Missale (vgl. dazu Turilov 2004: 290). In Übereinstimmung mit der früheren communis opinio verbindet Graciotti die Redaktion der Bibelperikopen nach dem lateinischen Text mit der päpstlichen Erlaubnis der Liturgie in kroatisch-kirchenslavischer Sprache im 13. Jh. (S. LXXIV), jedoch zeigen die Pergamentstreifen von Baška aus dem 12. Jh., dass diese Redaktion schon früher stattgefunden hat (vgl. Reinhart 1989–1990).

Die Edition des Textes, der in Zagreb gesetzt wurde, findet sich auf S. 5–457. Die (Roh-)Transliteration hatte Ciro Gianelli mit Hilfe von Milan Rešetar bereits 1939 fertiggestellt (S. X). Die Edition erfolgte, wie es heute üblich ist, nach dem phonetischen Prinzip (vgl. Malić – Fališevac 2004), und nicht diplomatisch (vgl. z. B. Fancev 1934). Die musikalischen Noten (z. B. auf S. 180, 182–83) wurden von Miho Demović aus Zagreb bereitgestellt. Der Textausgabe folgt ein kritischer und parakritischer Apparat in kroatischer Sprache (Note al testo del missale [Bilješke]; S. 461–557; ein Drittel davon stammt noch von Ciro Giannelli [vgl. S. CV]) sowie ein Verzeichnis der Bibelstellen (S. 559–574). Der Apparat und das Verzeichnis wurden von Toma Mrkonjić „*transkribiert*“.

Die kroatische und slawische Philologie kann diese schöne Edition, die ein Produkt der Zusammenarbeit italienischer und kroatischer Gelehrter ist, nur freudig begrüßen. Mit der ihm eigenen Bescheidenheit nennt Sante Graciotti die erzielten Ergebnisse bloß „*Teilergebnisse*“ (S. CVI), wir schließen uns seiner Hoffnung an, dass die Edition und Untersuchung dieses wichtigen Denkmals auch für die künftige Forschung nützlich sein wird.

#### A b k ü r z u n g e n

- Brlak 1993: C. S. Brlek, Drkolica, Bonifacije, in: Hrvatski Biografski leksikon 3 (Č – Đ), Zagreb, 612–614
- Fancev 1934: F. Fancev, Vatikanski hrvatski molitvenik i dubrovački psaltir. Dva latiničom pisana spomenika hrvatske proze 14 i 15 vijeka, Zagreb (Djela JAZU, kn. XXXI)

- Malić – Fališevac 2004: Najstariji hrvatski latinički spomenici (do sredine 15. stoljeća), Priredila Dragica Malić. Uvodne tekstove napisale Dragica Malić i Dunja Fališevac, Zagreb (Stari pisci hrvatski. Knjiga 43)
- Maretić 1885: T. Maretić, Leksionarij Bernardina Splićanina po prvom izdanju od god. 1495, Zagreb
- Misal 1971: Misal po zakonu rimskoga dvora, Zagreb (Pretisak)
- Reinhart 1989–1990: J. Reinhart, Najstarije svjedočanstvo za utjecaj Vulgate na hrvatsko-glagoljsku bibliju, Slovo 39–40, 45–52
- Rešetar 1894: M. Rešetar, Zadarski i Rañinin leksionar, Zagreb
- Turilov 2004: A. A. Turilov, Problemy i perspektivy otoždestvlenija chorvatskich glagoličeskich knižnych počerkov, in: M.-A. Dürrigl – M. Mihaljević – F. Velčić, Hrg., Glagoljica i hrvatski glagolizam. Zbornik radova s međunarodnog znanstvenog skupa povodom 100 obljetnice Staroslavenske Akademije i 50. obljetnice Staroslavenskog instituta (Zagreb – Krk 2.–6. listopada 2002), Zagreb – Krk, 285–294
- Vaglio 2003: L. Vaglio, Ciro Gianelli – Sante Graciotti, Il Messale croato-raguseo (Neofiti 55) della Biblioteca Apostolica Vaticana, Città del Vaticano 2003 (Studi e Testi 411). Errata corrigé

Johannes Reinhart  
 Institut für Slawistik der Universität Wien  
 Universitätscampus AAKH, Hof 3  
 Spitalgasse 2, A-1090 Wien  
 johannes.reinhart@univie.ac.at

K. A. Maksimovič, *Zakonъ sudьnyj ljudьmъ. Istočnikovedčeskie i lingvističeskie aspekty issledovanija slavjanskogo juridičeskogo pamjatnika*, Moskva (Izdatel'stvo Drevlečranilišče) 2004, 239 S.

Kirill Aleksandrovič Maksimovič ist Slavist und Byzantinist, der bisher vor allem mit seinen Arbeiten über altkirchenslavische und altrussische Rechtsdenkmäler hervorgetreten ist (vgl. z. B. Maksimovič 1998, Maksimovič 2001). In letzter Zeit wandte er seine Aufmerksamkeit verstärkt denjenigen übersetzten juristischen Texten zu, die in der ältesten Zeit des altkirchenslavischen Schrifttums entstanden sind und von denen man annimmt, dass sie von Konstantin-Kyryll oder Method übersetzt wurden. Das zu besprechende Buch ist dem *Zakonъ sudьnyj ljudьmъ* (hinfort: ZSL) gewidmet.

Das Buch teilt sich in sechs große Kapitel: I. Forschungsgeschichte des ZSL (S. 7–25), II. Die Kurzredaktion des ZSL: Textologie, Komposition, Übersetzungstechnik, Attribuierung und Datierung (S. 26–56), III. Die Geschichte des ZSL bei den Slaven: Glossierung, altrussische Rezeption (S. 57–85), IV. Die Sprache des ZSL: Kontrastive Analyse der Redaktionen (S. 86–121), V. Die Verwendung des ZSL in altrussischen Schriftdenkmälern (S. 122–124), VI. Schlussfolgerungen. Rezeption slavischer Texte im Alten Russland (am Beispiel des ZSL) (S. 125–129). Daran schließt sich ein äußerst wertvoller Appendix mit der Beschreibung von Vorlagen und Aufbau der Ustjužskaja Kormčaja (13./14. Jh.; RGB, f. 250 [Rum.], Nr. 230) auf den Seiten 130–166. Verschiedene Indizes und die Literaturliste schließen das Werk ab. Die Indizes ermöglichen die schnelle Auffindung von einzelnen Wörtern, von Autoren wie von Themen.

Im einleitenden Kapitel, der Forschungsgeschichte, bespricht der Autor die bisher geäußerten Hypothesen über den Entstehungsort des Rechtsdenkmals, die bulgarische (G. A. Rozenkampf, A. S. Pavlov, V. Bogišić, V. G. Vasil'evskij, M. Benemanskij, M. Andreev, V. Ganev), (groß-)mährische (N. S. Suvorov, A. I. Sobolevskij, A. V. Issatschenko, J. Vašica,

Ch. Papastathis; mit der Variante der pannonischen: H. F. Schmidt) und makedonische (S. V. Troickij) Hypothese. M. entscheidet sich, dies sei bereits vorweggenommen, für die mährische Hypothese. Was den Autor des Textes betrifft, schließt er sich nicht Josef Vašica an, sondern plädiert für seinen Bruder, den hl. Method. Im Unterkapitel 1.4. „Vopros ob avtorstve (atribucii) ZSL“ (S. 19–22) werden die Argumente Vašicas für die Autorschaft Konstantin-Kyrills kritisiert. Die von Vašica angenommene Autorschaft Kyrills für andere Werke (Kiewer Blätter, Liturgie des hl. Basilius), die Übereinstimmungen mit dem ZSL aufweisen, sei keineswegs überzeugend (S. 20). Weiters könne man heute, nach der Auffindung des sinaitischen Sakramentars mit der Liturgie des hl. Petrus, nicht mehr von der Entstehung der Übersetzung dieser Liturgie im 9. Jahrhundert ausgehen. Ebenso beweise die lexikalische Variation – die Method attribuierte anonyme Homilie hat das Lexem *κῆμοτρα* ‘Patin’, im ZSL steht dafür *κῆπετρα* – nicht, dass die zwei Werke nicht vom selben Autor stammen können. Die Argumentation M.’s ist überzeugend, obwohl er manchmal unkritisch die Meinungen anderer Autoren zitiert (z. B. ist die Behauptung [S. 21, Fn. 26], in alten Latinismen/Romanismen müsste *s* slav. *š* ergeben, offenkundig falsch, vgl. z. B. skr. *bosiljak* < BASILICU, vgl. auch den Germanismus der Vita Methodii *Syaby* ‘Schwabern’).

Im zweiten Kapitel verfolgt M. die Unterschiede zwischen den Strafen der byzantinischen Ekloge und dem ZSL, wobei eine Tendenz zur Milderung dieser Strafen festzustellen ist. Ebenso beobachtet der Autor bei diesen Änderungen eine pädagogische Zielsetzung sowie eine Verstärkung der Interessen der Kirche, was ein Hinweis darauf ist, dass der Autor eine hohe kirchliche Funktion innehatte (S. 38). Diese Tatsache ist ein wichtiges Argument für die Autorschaft des hl. Method. Darauf analysiert M. Stil und Übersetzungstechnik des ZSL. Dabei stellt er fest, dass kaum Lehnbildungen nach dem griechischen Original vorkommen, was auf ein hohes Alter der Übersetzung schließen lässt.

Im dritten Kapitel steht die Frage der Chronologie der Übernahme des ZSL in der Kiewer Rus’ im Mittelpunkt (Unterkapitel III.3.: K datirovke pojavlenija ZSL na Rusi: moravizm KMET’ v drevnerusskich pamjatnikach; S. 58–68). Dabei ist für M. die von ihm vorgeschlagene (s. bereits Maksimovič 2004) neue Etymologie des Wortes *κῆμετς* wesentlich. Das Wort tritt in den verschiedenen slav. Sprachen in unterschiedlicher Bedeutung auf: im Aksl. (westlichen Typus), Altrussischen und Altserbischen in der Bedeutung ‘hervorragender Krieger, Angehöriger einer Družina; Vassall’, in den übrigen Sprachen als ‘(reicher) Bauer; Dorfvorsteher’ (s. Tafel S. 61). Das Wort *κῆμετς* wird meist als Entlehnung aus vulgärlat. COMITE erklärt (vgl. ESJS 1997: 392). Neben den semantischen Schwierigkeiten sieht M. auch eine phonetische: das -i- der Mittelsilbe hätte im Vulgärlat./Roman. nicht slav. *e* ergeben können. Darum schlägt er folgende – sehr komplizierte – Erklärung vor. Aus lat. *comite* wäre slav. *\*κῆμῆμῆ* ‘hervorragender Krieger’ entstanden, das sich nur im Aksl. (als Hapaxlegomenon des ZSL), Altrussischen (hier aus dem Aksl. entnommen) und Altserb. erhalten hätte. Daneben gab es den slav. Gräzismus *\*κῆμῆμῆ* ‘Bauer’ (< κομήτης). Nach Vokalisierung der Jerlaute hätte sich *\*kumet’* an *\*kmet’* angeglichen und *kmet’* ergeben. Durch zwischenslavische Lehnprozesse wäre es zur historisch greifbaren Verteilung gekommen (S. 64). Das altsüdrussische und ukrainische *kmet’* sei ein Polonismus. Dieses Szenario, das schon auf Grund seiner Kompliziertheit und wegen der problematischen Entlehnung südslav. Gräzismen durch die Westslaven erst nach der Vokalisierung der Jerlaute unwahrscheinlich ist, scheidet an einigen Fakten, die M. nicht beachtet hat. Er versucht zwar (S. 65 f., Fn. 14), das altserb. *kmetь* als Kajkavismus (!) bzw. als späte Entlehnung aus dem Bulgarischen zu interpretieren, weitere Formen, die der Rekonstruktion *\*κῆμῆμῆ* widersprechen, hat er außer Acht gelassen, v. a. altpoln. *kmiotowa* ‘Frau eines kmieć’, *kmiotowic* ‘Sohn eines kmieć’ usw. (bekanntlich geht das *\*b* anders als *\*e* vor harten Dentalen nicht in *o* über). Die phonetische Schwierigkeit bei der Ableitung von *κῆμῆμῆ* aus COMITE wird außerdem überschätzt: der roman. Übergang von nichtbetontem *i* zu *e* (s. S. 59) tritt sporadisch durchaus auf (vgl. CĪVĪTATE > rum. *cetate*, sln. *Čedad*; HOSPITE(S) > rum. *oaspete*, span. *huésped(es)*; PECTINE > dolomiten-ladin. *pijēten* usw. [s. Kramer 1981: 94], rum. *pieptene*). Auch die Verteilung der Bedeutungen des Wortes ist nicht vollständig dokumentiert, vgl. z. B. altschech. *kmet’* ‘přední člen obyvatelstva etc.’ (Gebauer 1904–1917: 59 f.). Wozu dient die komplizierte Erklärung des slav. Worts? M. meint, die altruss. Belege aus der Chronik und aus dem Igorlied seien ksl. Entlehnungen (aus dem ZSL), und da das Wort erstmals in der Nestorchronik s. a. 1075 (S. 67) vorkommt, müsse

das ZSL schon vorher in der Rus' bekannt gewesen sein. Da die Rekonstruktion nicht zutrifft, kann sie auch nicht für die Chronologie herangezogen werden.

Im 4. Kapitel über die Sprache des ZSL werden verschiedene Sprachebenen behandelt. Im Unterkapitel IV.1. „Archaizmy, regional'naja (moravo-pannonskaja) i terminologičeskaja leksika ZSL“ (S. 86–103) stehen die Moravismen im Mittelpunkt. Sie werden unterteilt in Termini, die im Bulgarischen unbekannt sind (S. 89–93; *beštijnica*, *vsodŭ*, *kŭmŭb*, *koretra*, *prŭbŭknŭti*), Wörter, die im Bulgarischen nur in Schriftdenkmälern, jedoch nicht in den Dialekten vorhanden sind (S. 93–97; *zalĕsti*, *mal'žena*, *mŭdŭlostŭ*, *neprijaznŭ*, *ol'batŭ*, *postŭ*, *stŭležŭ*), und in zweifelhafte Moravismen (S. 98–103; *račiti*, *božii rabŭ*). Bei der Besprechung der Grammatik (S. 103–121) werden morphologische und syntaktische Archaismen analysiert. In der Morphologie (S. 103–108) kommen Aoristbildungen, Partizipia praeteriti activi von i-Verben und das Pronomen *svoi* zur Sprache, in der Syntax Partizipial- und Infinitivkonstruktionen, der Dativus absolutus, die Kasussyntax, die Rektion von Präpositionen sowie syntaktische Anacoluthen. – Zu den lexikalischen Moravismen ist anzumerken, dass M. diesen Begriff sehr weit fasst (vgl. S. 66, 86). Unter den so definierten Lexemen (*banja*, *klevrĕtŭ*, *koleda*, *kotyga*, *koretra*, *kŭmotra*, *meŭta*, *mŭstŭ*, *mŭša*, *ocŭbŭ*, *ol'batŭ*, *vsodŭ*) sind manche, die dies entweder nicht sind (z. B. *kotyga*, *meŭta*, *mŭstŭ*, *ocŭbŭ*, *poganŭ*) oder solche, bei denen keine Aussage über den Ort der Entlehnung getroffen werden kann (vgl. ESJS 1999: 520, s. v. *mŭša*: „Vidime tedy, že jazyková ani historická kriteria neumnožňuji cestu přejetí jasně stanovit.“).

Darauf (Kapitel V.) geht M. kurz auf die Benützung des ZSL in altrussischen Rechtstexten ein (Kirchenordnung Jaroslavs des Weisen, Gesetz Vladimirs, Kirchenordnung Vsevolods, juristische Florilegien, *Russkaja Pravda*). Wie erst im folgenden Kapitel dargelegt wird, handelt es sich dabei um verschiedene Arten der Rezeption des ZSL in Russland: Redaktion, Kompilation und Zitierung.

Im abschließenden sechsten Kapitel zieht M. die Schlussfolgerungen aus seiner Untersuchung. Der Übersetzer bzw. Redaktor in Mähren muss griechisch-slavisch zweisprachig gewesen sein, da es dort nur zwei solcher Leute (Konstantin-Kyryll und Method) gegeben hätte, engt sich der Kreis der möglichen Autoren sehr ein. Für Method und nicht Konstantin-Kyryll sprächen aber folgende Argumente: gute Kenntniss des Rechts und der Administration, hohe Stellung in der kirchlichen Hierarchie, sehr beschränkte Verwendung griechischer Lehnwörter (was für Konstantin charakteristisch gewesen sei).

Maksimovič gelangt auf der Grundlage einer Untersuchung, die sowohl rechtshistorische, textologische wie linguistische Aspekte behandelt, zur Identifikation des Autors mit dem hl. Method. Diese Ansicht war, wie in dem Werk nicht verschwiegen wird, schon früher in der Literatur vertreten worden (H. F. Schmid, Ch. Papastathis; neuerdings auch in Podskalsky 2000: 175). Jedoch gelingt es M. durch Kombination einer Reihe von Argumenten, diese Autorschaft auf eine wesentlich sicherere Grundlage zu stellen. Sein Buch ist ein Beleg dafür, dass die Beschäftigung mit altkirchenslavischen Texten nach wie vor große Möglichkeiten in sich birgt.

#### A b k ŭ r z u n g e n

- ESJS 1997: Etymologický slovník jazyka staroslověnského, 7 (kuditi – luna), Praha
- ESJS 1999: Etymologický slovník jazyka staroslověnského, 9 (mŭgkati – obrĕsti), Praha
- Gebauer 1904–1917: J. Gebauer, Slovník staročeský, 2 (K – netbalivost), Praha
- Kramer 1981: J. Kramer, Historische Grammatik des Dolomitenladinischen, Gerbrunn bei Würzburg
- Maksimovič 1998: K. A. Maksimovič, Pandekty Nikona Černogorca v drevnerusskom perevode XII veka (juričičeskie teksty), Moskva
- Maksimovič 2001: K. A. Maksimovič, Tekstologičeskie i jazykovye kriterii lokalizacii drevneslavjanskich perevodov (v svjazi s novym izdaniem „Pandektov“ Nikona Černogorca), Russkij jazyk v naučnom osveščennii, 2, 191–224



- Maksimovič 2004: K. A. Maksimovič, *Moravizmy v drevnerusskom knižnom jazyke: st.sl. \*КЪМЪТЬ*, dr.-rus. KMETЬ, *Russian Linguistics* 28/1, 109–123
- Podskalsky 2000: G. Podskalsky, *Theologische Literatur des Mittelalters in Bulgarien und Serbien 865–1459*, München

Johannes Reinhart  
 Institut für Slawistik der Universität Wien  
 Universitätscampus AAKH, Hof 3  
 Spitalgasse 2, A-1090 Wien  
 johannes.reinhart@univie.ac.at

Reading for Entertainment in Contemporary Russia: Post-Soviet Popular Literature in Historical Perspective, edited by Stephen Lovell and Birgit Menzel (= *Arbeiten und Texte zur Slavistik* Bd. 78), München (Sagner) 2005, 202 S.

Die am Einband des vorliegenden Sammelbandes abgebildeten, bunt durcheinander geworfenen und geschmacklich meist bedenklich gestalteten Exemplare aktueller russischer Unterhaltungsliteratur kann man als ikonische Abbildung der im Band selbst referierten Problematik verstehen: So verweist der ungeordnete Haufen von Büchern auf den Zusammenbruch des monologisch strukturierten kulturpolitischen Systems der Sowjetliteratur, der in der Neukonstituierung der Hierarchie von Gattungen und Genres sowie in einer grundlegenden Dekanonisierung bisheriger kultureller Wertigkeiten resultierte; daneben stehen die knallbunt und reißerisch aufgemachten Cover der abgebildeten Bände aber auch für einen in die Marktwirtschaft entlassenen, bis dahin staatlich geregelten und daher wirtschaftlicher Zwänge enthobenen Buchmarkt, auf dem sich die Neuerscheinungen nun erst ihr Publikum finden müssen. Diesen radikalen Wechsel literarischer Autorität betonen auch die beiden Herausgeber des Bandes in ihrem Vorwort. Außerdem verweisen sie noch auf den Umstand, dass in der Sowjetunion trotz offizieller Ächtung immer Unterhaltungsliteratur existiert hat, sowie auf den forcierten Import westlicher literarischer Modelle der Unterhaltungsliteratur und deren Adaptierung an den russischen kulturellen Kontext um das Jahr 1990 herum. Der Band soll laut den Herausgebern die historische Genese der russischen Unterhaltungsliteratur zurückverfolgen und dabei auch das historische, soziale und ökonomische Umfeld berücksichtigen.

Im ersten Beitrag des Bandes bietet Stephen Lovell einen historischen Abriss zur Entwicklung der Unterhaltungsliteratur in Russland, der von einer grundlegenden Dichotomie zwischen dem moralischen Anspruch und dem entsprechenden Selbstverständnis der russischen Intelligenz im 19. und 20. Jahrhundert sowie der offiziellen sowjetischen Kulturpolitik auf der einen und dem Unterhaltungsbedürfnis eines breiteren Lesepublikums auf der anderen Seite ausgeht. Lovell zeigt diese gegenläufigen Tendenzen im 19. Jahrhundert am Beispiel des Gegensatzes von Puškin und Faddej Bulgarin, dem mit seinem Roman *Ivan Vyžigin* ein früher Bestseller gelang, am „lubok“ als Medium für die niedrigeren sozialen Schichten sowie an den Elementen von Unterhaltungsliteratur bei Dostoevskij oder Čechov. Für die Moderne nennt Lovell mit Anastasija Verbickajas *Ključī sčast'ja* einen Roman, der alle sozialen Schichten erreichen konnte. Für die Sowjetepoche verweist Vf. zuerst auf die Weiterführung der entsprechenden Linie durch Mariëtta Šaginjans „roten“ Nat Pinkerton und auf die Suche nach einer neuen Form der Unterhaltungsliteratur durch den Sozialistischen Realismus, die sich etwa in historischen Romanen um zentrale russische Herrscherfiguren niederschlug. In den sechziger Jahren kam es dann zur Genese eines sowjetischen Kriminalromans, der ideologische Konventionen und Unterhaltung kombinierte, daneben aber auch zur verstärkten Beachtung westlicher Literatur, wie etwa Agatha Christie. Für die jüngste postsowjetische Vergangenheit konstatiert Lovell dann eine starke Orientierung an westlichen Vorbildern wie Thriller oder Liebesroman, die aber in einer zweiten Phase vom Aufkommen einer eigenständigen

digen russischen Unterhaltungsliteratur abgelöst werden, in der sich auch die sozialen Umbrüche innerhalb der russischen Gesellschaft reflektiert finden. Nach dieser konzis gehaltenen Übersicht setzt sich Lovell in einem weiteren Kapitel mit der Typologie der einzelnen Genres der russischen Unterhaltungsliteratur sowie den Parametern von deren Produktion und Rezeption auseinander. Wesentlich scheinen in diesem Kontext seine Überlegungen zur Ausstreichung der Hierarchien zwischen populär und elitär in der sowjetischen Literatur, in der (im Gegensatz zum einsamen Helden westlicher Texte) stets das Kollektiv als Wertmaßstab fungiert, sowie zum grundlegenden Verständnis von Literatur selbst. Dieses zielte auch in Zusammenhang mit sowjetischer Unterhaltungsliteratur stets auf eine moralische Besserung des Lesers ab und legte damit ein Anliegen an den Tag, das westlicher Unterhaltungsliteratur völlig fremd blieb. Nachdem auch dieser Beitrag einführenden Charakter aufweist, ist nicht recht einsichtig, warum er nicht mit dem vorangegangenen zusammengezogen wurde.

Nach dem Aufriss der diachronen Achse untersucht Birgit Menzel dann die Mechanismen von Produktion, Rezeption und Distribution der russischen Literatur im Zeitraum zwischen 1986 und 2004, wobei Menzel hier durch eine beeindruckende Vielzahl statistischer Daten zu Verlagsgründungen, Auflagenhöhen und Leserzahlen ihre Argumentation zu untermauern vermag und nicht zuletzt dadurch ein plastisches Szenario einer grundlegenden kulturellen Umbruchsituation zeichnet, das durch zwei wesentliche Erscheinungen geprägt wurde: erstens durch einen radikalen Autoritätsverlust der (sowjetischen) Intelligenz und der mit ihr verbundenen „dicken Zeitschriften“ wie etwa „Novyj mir“ sowie eine damit einhergehende Pluralisierung der postsowjetischen Literatur und zweitens durch eine ebenso radikale Kommerzialisierung des gesamten literarischen Lebens, das bis dahin einen geschlossenen Regelkreis abseits ökonomischer Verwertungszwänge gebildet hatte. Die Regionalisierung des Literaturbetriebs, die steigende Bedeutung von Fernsehen und Internet sowie ein neues, postmodern geprägtes Autorenbild, das sich der traditionellen Rolle des russischen Schriftstellers als moralischer Instanz weitestgehend entschlägt, können in diesem Zusammenhang als weitere wichtige Beobachtungen der Vf. genannt werden.

Mit den drei einführenden Beiträgen von Lovell und Menzel ist eine stabile kulturgeschichtliche wie literatursoziologische Basis für die darauffolgenden fünf Aufsätze gelegt, in denen die einzelnen zentralen Genres der zeitgenössischen russischen Unterhaltungsliteratur präsentiert werden. Den Anfang macht Marina Korenevas umfassende wie analytisch tiefgehende Untersuchung zum russischen Kriminalroman, die bereits im 17. Jahrhundert ansetzt und der Evolution der Gattung bis in die Gegenwart nachspürt, wobei der Beitrag von mehreren Modellanalysen einzelner paradigmatischer Romane durchzogen ist, die es erlauben, die allgemeinen Befunde jeweils auch am konkreten Einzeltext festzumachen. Koreneva bietet in ihrer Darstellung nicht nur einen historischen Abriss des Genres, sondern auch eine Darstellung seiner diachron wechselnden Strukturmerkmale, und konzentriert sich besonders auf die gegenwärtig höchst erfolgreichen Autorinnen von Kriminalromanen wie etwa Aleksandra Marinina oder Dar'ja Doncova, aber auch auf Erfolgsautoren wie B. Akunin. Neben diesen gut eingeführten Namen kann Vf. mit zahlreichen (teilweise höchst erfolgreichen) Schriftstellern aufwarten, die außerhalb Russlands wohl nur mäßig bekannt sein dürften.

Mit einem dem Kriminalroman benachbarten Genre, dem „boevik“ (also dem „action-thriller“), setzt sich Boris Dubin auseinander. Ausgehend von einigen typischen Romanen erstellt Dubin eine Poetik dieses Genres, wobei er sich zunächst auf die Typologie des (meist im Geheimdienstmilieu) operierenden Helden konzentriert, der – ohne familiäre oder andere soziale Bindungen – die aus dem Lot geratene Gerechtigkeit wiederherstellen möchte. Dubin zeigt die zentralen Figuren dieses Genres gleichsam als „Männer ohne Eigenschaften“ (und auch ohne individuell gefärbten Sprachduktus), die sich ohne erkennbares psychologisches Profil und ohne geistige Entwicklung einzig durch ihre Taten profilieren. Weiter bietet Vf. Einblick in die räumliche wie zeitliche Strukturierung der von ihm behandelten Romane und unterstreicht den Umstand, dass es sich beim „boevik“ nicht um ein realistisches Genre im russischen Verständnis handelt, da die Realität hier immer schon über die Massenmedien vermittelt wird und die Parameter des Realismus, wie Beschreibungen oder Dialoge, im „boevik“ nur in stark reduzierter Form zu finden sind. Mitte der neunziger Jahre verlagerte sich laut Dubin das Interesse des Publikums schließlich von dem männlich konnotierten Genre weg zu den von Koreneva präsentierten Krimiautorinnen, die Blütezeit des „boevik“ in seiner Über-

gangsposition zwischen sowjetischer Ideologie und westlichen Weltmodellen scheint also schon länger vorbei zu sein.

Parallel zur Darstellung Korenevas untersucht Birgit Menzel danach in ähnlich materialreicher und historisch ausgreifender Weise die Genremerkmale und die Geschichte von Science-Fiction (für die sich in der Sowjetunion die Bezeichnung „naučnaja fantastika“ durchgesetzt hat) und Fantasy-Literatur in Russland. Vf. umreißt zunächst die zentralen Unterschiede zwischen den beiden Subgenres, nämlich die Perspektive in Richtung Zukunft bzw. in Richtung Vergangenheit sowie den Einbruch des Unbekannten in die bekannte Welt in der Science-Fiction bzw. die strikte Eigenweltlichkeit des Fantasy-Universums, und bietet dann eine umfassende Aufstellung der Forschungsliteratur zu ihrem Thema. Den historischen Aufriß des Genres beginnt Menzel im 18. Jahrhundert bei Michail Čulkov, beleuchtet dann kurz die Epoche der russischen Romantik (Vladimir Odoevskij, die Rezeption E.T.A. Hoffmanns) und setzt ihren Schwerpunkt schließlich im 20. Jahrhundert. Hier konzentriert sie sich auf jene Werke, die in den zwanziger Jahren prägend für das Genre der „naučnaja fantastika“ wurden, wie etwa Aleksej Tolstoj's *Aëlit*, sowie auf die einflussreiche, vor allem von Nikolaj Fedorov geprägte Philosophie des Kosmismus. Anhand von Einzelanalysen belegt Vf. danach das Auseinandertreten der „naučnaja fantastika“ in einen utopischen, die Erfolge der Sowjetunion im Weltraum reflektierenden und instrumentalisierenden sowie einen dystopischen Zweig, für den die Brüder Strugackij stehen und der sich auch über das Ende der Sowjetunion hinaus als produktives Modell erwies.

Orientiert sich das Genre der Science-Fiction vor allem an einem männlichen Publikum, so ist die von Marija Černjak untersuchte „Russian Romantic Fiction“ (der im Deutschen wohl der Terminus „Liebesroman“ entspricht) ganz eindeutig an ein weibliches Publikum gerichtet. Černjak betont nach einem knappen Blick zurück auf die Vorgänger des Genres in der russischen Literatur in anregender Weise die ambivalente Rollenverteilung zwischen den Geschlechtern in den von ihr untersuchten Texten: Funktioniere diese Art von Literatur als Vorbild für das eigene Leben von Frauen jenseits der Rollenzuschreibung von sowjetischer bzw. allgemein männlicher Seite her, so finde sich in den Romanen andererseits dennoch lediglich die Perpetuierung tradierter Geschlechterklischees. Vf. diskutiert daneben noch die Abhängigkeit des Genres von westlicher Populärkultur im allgemeinen, von Hochglanzmagazinen, die den Frauen eine bestimmte anzustrebende Lebensweise suggerieren, sowie vom Unterhaltungsfilm. So wie das Genre insgesamt eine vom Alltag abgehobene, geschönte Welt präsentiert, werden – wie Černjak belegt – anders als etwa in den Texten von Viktor Pelevin die eingespielten Filmsequenzen, allen voran solche aus dem Erfolgsstreifen *Titanic*, nicht in dekonstruierender, sondern in affirmativer Funktion zur Konstituierung präfigurierter Phantasmen eingesetzt.

Im letzten Beitrag des Bandes setzt sich wiederum Boris Dubin mit dem historischen Roman auseinander, dessen gegenwärtige, trivialisierte Form vom Vf. über mehrere ideologische Parameter mit dem Vorläufer des Genres in der offiziellen Sowjetliteratur kurzgeschlossen wird: Waren es dort (etwa bei Aleksej Tolstoj) Herrscherfiguren wie Peter der Große oder Ivan der Schreckliche, über die eine offiziöse Lesart russischer imperialer Geschichte zu Propagandazwecken weitervermittelt wurde, so ermöglicht die gegenwärtige Form des Genres Dubin zufolge eine kompensatorische Lektüre, die den postsowjetischen Leser über den Bedeutungsverlust seiner Heimat hinwegtröstet. Als dies ermöglichende strukturelle Grundlagen in den von ihm untersuchten Texten nennt Dubin einen ideologischen Diskurs strikter Dichotomie, der zwischen dem national homogenen (eigenen) Volk mit einem vom Schicksal prädestinierten Führer an der Spitze und von außen kommenden, die Einheit unterminierenden Fremden (mit anderer ethnischer Herkunft oder Religion) unterscheidet und oft an früh- bzw. vorgeschichtlichen Schauplätzen (wie z. B. in der Kiever Rus') angesiedelt ist. Dass sich in dieser Art von Literatur (anders als in historischen Romanen etwa von Jurij Tynjanov oder Bulat Okudžava, in denen die unhintergehbaren Züge des Individuums betont werden) kein Platz für Ironie oder Humor findet, überrascht nicht weiter.

Eine von Birgit Menzel zusammengestellte Auswahlbibliographie zu Untersuchungen postsowjetischer Unterhaltungsliteratur beschließt den insgesamt sauber gearbeiteten Band, in dem neben einigen Druckfehlern lediglich folgende Monita zu finden waren: Frau Menzel bezeichnet in ihrer Darstellung phantastischer Literatur Nikolaj Gumilev, den (neben Osip Mandel'stam) zentralen akmeistischen Lyriker und Verfasser eines der drei akmeistischen Mani-

feste, gleich zweimal als Symbolisten (S. 128, 145) und bietet mit *Chapaev i pustota* [recte *Pustota*, da es sich hier um eine literarische Figur handelt] eine Verschreibung des Titels von Viktor Pelevins bekanntem Roman (S. 139); in der Bibliographie findet sich weiter Christoph Veldhues inkorrekt als „Velthues“ angeführt (S. 200). Diese wenigen Punkte vermögen aber keineswegs die Gesamtleistung des Bandes zu schmälern. In allen darin versammelten Beiträgen wird eine genaue Textanalyse schlüssig mit Fragen der literarischen Vermittlung, Wertung und Rezeption verbunden und die Thematik der Unterhaltungsliteratur damit nicht nur als (para-)ästhetisches Phänomen, sondern auch als soziokulturelle Erscheinung in einem weiteren Sinn aufgewiesen. Zusätzlich dazu werden hier eine Vielzahl von zeitgenössischen Autorinnen und Autoren präsentiert, die man (mit gewissen Ausnahmen, wie etwa die Kriminalautorinnen der Gegenwart) trotz der eigenen russistischen Profession möglicherweise nicht kennt und nach der hier gebotenen kritischen Darstellung vielleicht auch gar nicht kennen lernen möchte, die aber nichtsdestoweniger den literarischen Resonanzboden für jene Protagonisten der russischen Postmoderne, wie Vladimir Sorokin, Tat'jana Tolstaja oder eben Viktor Pelevin abgeben, mit denen sich die internationale literaturwissenschaftliche Russistik gegenwärtig verstärkt beschäftigt. Berücksichtigt man etwa die textuellen Strategien, mit denen Pelevin Szenen aus den Actionfilmen mit Arnold Schwarzenegger in der Hauptrolle in seinen Roman *Čapaev i Pustota* hineinmontiert und mit anderen Elementen westlicher Populärkultur gegenschnidet, oder die Funktion der Songs der Gruppe „Pink Floyd“ in seinem früheren Roman *Omon Ra*, so wird deutlich, wie eng die Bereiche von E und Ü in der russischen Kultur gegenwärtig verbunden sind. Aus der Perspektive der von der Postmoderne proklamierten Suspendierung von Hierarchien gewinnt der (außerdem angenehm zu lesende) Band jedenfalls noch zusätzliche Relevanz.

Stefan Simonek  
 Institut für Slawistik der Universität Wien  
 Universitätscampus AAKH, Hof 3  
 Spitalgasse 2, A-1090 Wien  
 stefan.simonek@univie.ac.at

Slovakische Literatur im europäischen Kontext, Hrsg. v. Bodo Zelinsky (= West Slavic Contributions Vol. 5), Frankfurt am Main (Peter Lang) 2005, 176 S.

Der vorliegende Band geht auf ein Symposium zurück, das im Jahre 1998 am Slavischen Institut der Universität Köln stattfand und sich mit den europäischen Zusammenhängen der slovakischen Literatur beschäftigte, wobei der zeitliche Schwerpunkt dieser Auseinandersetzung auf das 20. Jh. fiel, als die slovakische Literatur zum integralen Bestandteil gesamteuropäischer künstlerischer Strömungen wie Moderne, Expressionismus und Surrealismus wurde. Der vom Herausgeber in seiner knapp gehaltenen Vorbemerkung aufgestellten Behauptung, wonach der Band den gesamten europäischen Kontext erfasst (VII), wird man in dieser Form allerdings nicht zustimmen können, bleibt doch der Osten, also die Verbindungen zur russischen und ukrainischen Literatur, außerhalb der Betrachtung. Besonders das Fehlen letzterer mag man bedauern, berühren die in den letzten Jahren intensiver aufgearbeiteten Themenkomplexe der Karpato-Ukraine und der russinischen Literatur die slovakische Literatur doch ganz unmittelbar.

Den Anfang macht Eva Tkáčiková mit einer knapp gehaltenen Übersichtsdarstellung zur lateinischen humanistischen Literatur auf dem Gebiet der Slowakei im Kontext der slovakisch-deutschen Beziehungen. Die Verfasserin konzentriert sich hier auf die impulsgebende Funktion der Universität Wittenberg, an der zahlreiche slovakische Humanisten wie etwa Ján Bocatius studierten, und der Lehren Philipp Melanchtons, die für das slovakische Geistesleben bis in das 19. Jh. von großer Bedeutung waren. Der Umstand, dass die hier referierten Autoren ihre Texte in deutscher oder lateinischer Sprache abfassten, belegt die von Tkáčiková an-

gesprochene kulturelle und sprachliche Polykontextualität als Spezifikum der slowakischen Literatur auch über den Humanismus hinaus auf augenfällige Weise. Tibor Žilka untersucht im Anschluss daran die Fremdbilder des Ungarn in der slowakischen Prosa und umgekehrt die des Slovaken in der ungarischen Prosa; die von Žilka herausgearbeiteten Imaginierungen des Fremden lassen sich in ihrer funktionalen Heterogenität nur schwer in ein System bringen; was die einzelnen Fremdbilder dennoch zusammenhält, ist die grundlegende Dichotomie zwischen sozialer Ober- und Unterschicht bzw. zwischen einem urbanen und einem rural geprägten Menschentyp, wobei das jeweils erste Glied der beiden Oppositionen vom Bild des Ungarn, das zweite hingegen von jenem des Slovaken besetzt wird (im Aufsatz selbst ist übrigens abweichend vom Titel stets von Magyaren anstatt von Ungarn die Rede). Leider bietet Žilka keinerlei Kontextualisierung der von ihm ausgewählten Textproben an, die zudem in der Regel sehr kursorisch behandelt werden. Einzig an den Beispielen von Pavel Vilikovskýs Band *Krutý strojvodca* (1966) für die slowakische sowie Pál Závadas Familienchronik „Jadwigas Kissen“ (1997) für die ungarische Literatur gewinnt seine Darstellung ein höheres Maß an analytischer Tiefenschärfe. Von einer analogen Problematik – nämlich einem weitgespannten Thema, das dann auf knappem Raum abgehandelt wird – geprägt ist der darauffolgende Beitrag von Milan Žitný zu den slowakisch-tschechischen Beziehungen im 19. und 20. Jh., der den Schwerpunkt auf die Bestrebungen zur Kodifizierung des Slowakischen durch Anton Bernolák und Ľudovít Štúr sowie die Positionen Kollárs und Šafárik in diesem Zusammenhang legt. Auch hier können analog zu den beiden vorangegangenen Beiträgen zahlreiche Fragen nur angerissen werden.

Besondere Relevanz gerade aus Wiener Perspektive heraus versprechen über ihren Titel die beiden folgenden Aufsätze von Ivan Cvrkal und Mária Bátorová, die sich mit den Verbindungen zwischen Wiener Moderne und slowakischer Literatur beschäftigen. Cvrkal umreißt vorerst die geistesgeschichtlichen Parameter der Wiener Moderne und des deutschen Expressionismus und bietet danach mit Martin Rázus, Ján Hrušovský oder Tido J. Gašpar mehrere slowakische Autoren, die im Zeichen von Moderne und Expressionismus österreichische Sujets in ihrer Prosa verwendeten. Auch dieser Aufsatz ist von einer sprunghaften Art der Darstellung gekennzeichnet und vermag die Frage, ob die Wiener Moderne der slowakischen Literatur wesentliche Impulse vermitteln konnte, letztlich nicht eindeutig zu beantworten. Mit der indifferenten Kombination der im Exil verstorbenen Autoren Stefan Zweig, Joseph Roth, Hermann Broch und Robert Musil mit dem NS-Autor Bruno Brehm findet sich hier zudem eine äußerst eigenwillige literaturgeschichtliche Konfiguration (S. 46); dafür stellt Cvrkal in der Auswahl seiner Textproben aber eine „österreichische Linie“ in der slowakischen Literatur zusammen, die sicherlich weiterer Auseinandersetzung wert ist. Weithin unbefriedigend bleibt dagegen bedauerlicherweise der Versuch Mária Bátorová, über die Thematik von Erotik und Sexualität Werke von Stefan Zweig (*Amok, Brief einer Unbekannten*), Arthur Schnitzler (*Anatol*) und Jozef Čiger Hronský (*Jozef Mak, Andreas Búr Majster*) zueinander in Relation zu bringen. Vf. führt hier recht ungeordnet eine Vielzahl von Namen an, die das geistige Klima der Wiener Jahrhundertwende geprägt haben, legt aber in keiner Weise die Parameter ihres vergleichenden Ansatzes offen, der dadurch im Bereich des Beliebigen verbleibt. Zweifelhafte Behauptungen wie die implizite Vorgänger- und Vorbildfunktion Peter Altenbergs für Marcel Proust (beide veröffentlichten ihr erstes Buch zeitgleich im Jahre 1896) auf S. 51, sowie Verschreibungen wie Ódon [recte Ódön] von Horváth bzw. Barrés [recte Barrès] auf S. 50 verstärken den insgesamt ungünstigen Eindruck dieses Beitrages und duplizieren in gewisser Hinsicht die geistige Distanz, die ungeachtet der großen geographischen Nähe zwischen Wien und Bratislava um 1900 herum bestand: Die Autoren der slowakischen Moderne richteten sich viel stärker nach Budapest als nach Wien aus, und aus den Reihen der Wiener Moderne liegt m. W. nicht mehr an textuellen Zeugnissen in Richtung slowakischer Kultur vor als Hugo von Hofmannsthal's Essay *Tschechische und slowakische Volkslieder* aus dem Jahr 1922.

Wesentlich knapper und konziser gehalten ist der darauf folgende Vergleich der Farbgestaltung bei Čiger Hronský und Georg Trakl von František Koli. Hier werden die Vergleichsparameter über den Verweis auf die Kategorie der typologischen Analogie von Dionýz Durišin (freilich ohne Nennung des Namens) klar definiert und im Anschluss daran die Emanzipation der Farbverwendung von einer rein beschreibenden Funktion bei Hronský bzw. die radikale Abtrennung der Farbe vom Gegenstand in der Lyrik Trakls aufgewiesen. Im Anschluss

daran spürt Ludwig Richter auf vierzig Seiten den interliterarischen Vernetzungen der slovakischen Katholischen Moderne nach; in einer Reihe plastischer Beobachtungen, die teilweise auch Übersetzungsanalysen beinhalten, zeichnet Richter die bisweilen über eine tschechische Zwischenstufe vermittelte Aufnahme Paul Claudels, Léon Bloys, Giovanni Papinis, Rainer Maria Rilkes und des heute weithin unbekannteren katholischen Priesters Peter Lippert durch Emil Boleslav Lukáč, Karol Strmeň, Mikuláš Šprinc und Janko Silan in den dreißiger und vierziger Jahren nach. Darüber hinaus eröffnet er einen Ausblick auf die weitere Entwicklung dieser Dichter nach dem Zweiten Weltkrieg – so werden in Strmeňs 1972 im Exil herausgebrachter Lyrikanthologie *Návštevy*, die sich als Gegenentwurf zum offiziellen literarischen Kanon in der ČSSR versteht, erneut Rilke und Claudel aufgenommen. Insgesamt bietet Richter hier eine instruktive Darstellung der internationalen kulturellen Verbindungen der slovakischen Katholischen Moderne, deren Beitrag zur Evolution der slovakischen Literatur in seiner Gesamtheit erst nach dem Jahr 1989 sichtbar wurde.

Von ähnlichem Informationsgrad bei enger gefasster Thematik ist auch der Beitrag von Bodo Zelinsky, der sich mit der Bildtechnik im surrealistischen Gedicht auseinandersetzt und sich dabei auf das lyrische Werk Rudolf Fabrys, insbesondere auf dessen Debüt *Utatě ruky* aus dem Jahr 1935 stützt. Zelinsky untersucht die spezifisch surrealistischen Schreibtechniken, die in dieser Sammlung zu beobachten sind, wie das Hintereinanderstellen voneinander unabhängiger Bilder oder die Fragmentierung der lyrischen Aussage, der auf syntaktischer Ebene die Auflösung der entsprechenden Zusammenhänge entspricht; Vf. bindet seine anhand von Fabrys Gedichtband gewonnenen textuellen Befunde dabei an einen breiteren, von Namen wie Vítězslav Nezval, René Crevel und André Breton konstituierten europäischen Kontext und nimmt dabei insbesondere auf Guillaume Apollinaires für die gesamteuropäische Avantgarde impulsgebendes Langgedicht *Zone* Bezug. Anhand eines (mit Salvador Dalí, Max Ernst und Luis Buñuel auch die bildende Kunst und den Film inkludierenden) Querschnitts durch die künstlerische Praxis des Surrealismus kann Zelinsky Fabrys Motiv der abgehackten Hände als paradigmatisches, auf eine verlorene Ganzheit zurückdeutendes Motiv aufweisen. Gemeinsam mit dem vorangegangenen Beitrag von Ludwig Richter vermag dieser Aufsatz besonders instruktiv zu belegen, in welchem hohem Maß die slovakische Literatur in der ersten Hälfte des 20. Jhs. in den europäischen Zusammenhang integriert war und welche Funktion der tschechischen Literatur dabei als vermittelnder Instanz zukam. Nirgendwo sonst kann der Band seinen komparatistischen Anspruch in ähnlicher Intensität einlösen wie eben hier.

Im vorletzten Beitrag des Bandes spürt Jozef Hvišč den Verbindungen zwischen slovakischer und polnischer Exilliteratur in den Jahren 1945 bis 1989 nach; er skizziert dabei vorerst die während des Zweiten Weltkriegs bestehenden persönlichen und institutionellen Kontakte in Rom, wo slovakische Autoren in polnischen Zeitschriften veröffentlichten, und skizziert dann die Übertragungen polnischer Lyrik von Karol Strmeň, Andrej Žarnov und Marian Žiar. Insgesamt schätzt Hvišč die polnische Exilliteratur höher ein als die slovakische, da sie seiner Meinung nach in sich ausdifferenzierter und universal gehalten ist, und konstatiert für beide Literaturen ein absolutes Überwiegen nichtfiktionaler Textgattungen. Auffällig scheint hier im Zeichen von Kanonbildung die Übereinstimmung in der Auswahl der übersetzten polnischen Autoren bis hin zur Übertragung ein und desselben Gedichtes – nämlich Juliusz Słowackis *Pośród niesnasek Pan Bóg uderza* durch Žarnov und Žiar. Den Abschluss macht Manfred Jähnichens imagologisch ausgerichtete Untersuchung zu slovakischen Motiven in der neueren deutschen und zu deutschen Motiven in der neueren slovakischen Lyrik. Jähnichen geht dabei von einem grundsätzlichen hierarchischen Unterschied zwischen den beiden Literaturen aus, als deren Folge die deutschen Motive in der slovakischen Literatur eine viel größere Relevanz beanspruchen können als umgekehrt. Vf. vermag diese These dann am poetischen Material selbst zu veranschaulichen: Auf der einen Seite kommen die spärlichen slovakischen Motive in Gedichten von Erwin Strittmater und Richard Pietraß kaum über den Rang des Beliebigen hinaus, während umgekehrt bereits Ján Jesenkýs *Lorelaj* (1905) die deutsche Kultur als wichtigen Intertext der slovakischen Literatur ausweist. Nach dem Zweiten Weltkrieg fächert sich laut Jähnichen die Imago des Deutschen in eine negative Linie, die Krieg und Holocaust thematisiert (Válek, Ondruš), und in eine positive der weiterhin intensiv rezipierten deutschen Kultur (Lenko, Buzássy) auf; dabei setzen die Motive aus der deutschen Kulturgeschichte beim slovakischen Leser bisweilen ein hohes Maß an entsprechenden Kenntnissen voraus, was Jähnichens These von der ungleichen Gewichtung der beiden Litera-

turen in ihrer Richtigkeit bestätigt. Leider sind (wie schon im vorangegangenen Beitrag von Jozef Hvišč) die präsentierten slovakischen Gedichtproben nicht mit deutschen Übersetzungen versehen, was gerade bei diesem wohl auch für ein germanistisches Fachpublikum relevanten Beitrag außerordentlich zu bedauern ist. Der formal sauber gearbeitete Band – unter den wenigen Druckfehlern stechen die Verschreibungen „Vit'ězslav“ sowie „Katynj“ auf den S. 117 bzw. 143 hervor – wird von einem Personenregister abgeschlossen, dessen zehn überprüfte Einträge sich sämtlich als korrekt erwiesen haben.

Eine abschließende Bewertung des vorliegenden Bandes fällt insofern nicht ganz leicht, als jede Publikation zur slovakischen Literatur in deutscher Sprache im Prinzip nur begrüßt werden kann, die hier versammelten Beiträge hingegen nicht immer völlig zufrieden stellend ausgefallen sind. Dass diese Kritik überwiegend die Beiträge der slovakischen Seite betrifft, hängt dabei in keiner Weise mit den Kompetenzen der einzelnen Beiträgerinnen und Beiträger zusammen, sondern resultiert m. E. aus der spezifischen Konstellation einer Außendarstellung der eigenen Kultur. Diese hat ganz offensichtlich zu dem durchaus verständlichen Wunsch geführt, eine möglichst große Zahl an Fakten, Daten und Namen in die jeweiligen Beiträge zu integrieren – dies ist freilich ein Bestreben, das sich hier eher negativ bemerkbar macht. Vielleicht wäre es aus dieser Überlegung heraus besser gewesen, wenn man zugunsten der thematischen Kohärenz von vornherein eine enger gefasste Fragestellung für den Band ins Auge gefasst hätte (die einander in gewisser Hinsicht ergänzenden Beiträge von Richter und Zelinsky bieten zumindest einen Hinweis in diese Richtung). Dennoch eröffnet der Sammelband eine Vielzahl interessanter Perspektiven insbesondere im Hinblick auf die Rezeption deutschsprachiger und französischer Literatur im slovakischen kulturellen Kontext.

Stefan Simonek  
 Institut für Slawistik der Universität Wien  
 Universitätscampus AAKH, Hof 3  
 Spitalgasse 2, A-1090 Wien  
 stefan.simonek@univie.ac.at

Kerben der Zeit. Ukrainische Lyrik der Gegenwart, ausgewählt und übersetzt von Anna-Halja Horbatsch, Reichelsheim (Brodina Verlag) 2003, 144 S. // Zweiter Anlauf. Ukrainische Literatur heute, hrsg. von Karin Warter und Alois Woldan. Aus dem Ukrainischen von Alois Woldan und Roman Dubasevych, Passau (Verlag Karl Stutz) 2004, 196 S.

Die über einen langen Zeitraum hinweg im deutschen Sprachraum lediglich peripher wahrgenommene ukrainische Literatur erfreut sich in den vergangenen Jahren generell verstärkter Beachtung und ist – berücksichtigt man die intensive und eingehende Berichterstattung zu den manipulierten ukrainischen Präsidentschaftswahlen in den Medien, die ihrerseits eine Vielzahl von Beiträgen auch zur Literatur des Landes nach sich gezogen hat – plötzlich in das kulturelle Bewusstsein einer breiteren Öffentlichkeit getreten. Synchron zu diesem gestiegenen Interesse stehen die beiden vorwiegend der ukrainischen Lyrik gewidmeten Anthologien (im Band von Warter und Woldan findet sich auf rund dreißig Seiten auch Prosa), die im Abstand von nur einem Jahr erschienen sind. Während diese zeitliche Koinzidenz Zufall sein mag, scheint der Umstand, dass gerade Anna-Halja Horbatsch und Alois Woldan für die (Mit-)Herausgabe der beiden Bände verantwortlich sind, dagegen nur folgerichtig: Frau Horbatsch war beginnend mit den fünfziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts bis zur jüngsten Vergangenheit eine der wenigen Vermittler(innen), die kontinuierlich für die ukrainische Literatur eingetreten ist und dieser in ihrem „Brodina Verlag“ auch einen entsprechenden Resonanzboden verschafft hat, Alois Woldan wiederum veröffentlicht ebenfalls regelmäßig Übersetzungen aus dem Ukrainischen, moderiert Lesungen ukrainischer Autor(innen) in Deutsch-

land und Österreich und hat dem deutschsprachigen Publikum durch den 2003 bei Suhrkamp erschienenen Band *Das letzte Territorium* die von der Kritik äußerst positiv aufgenommenen Essays des galizisch-ukrainischen Schriftstellers Jurij Andruchovyč zugänglich gemacht. Die beiden nun vorliegenden Bände lassen sich also als einander in gewisser Hinsicht ergänzende Anthologien zweier renommierter und verdienter Vermittler(innen) ukrainischer Literatur verstehen.

Während Warter und Woldan über den Untertitel „Ukrainische Literatur heute“ auf eine unmittelbare Aktualität der ausgewählten Textproben abzielen, greift Frau Horbatsch chronologisch weiter zurück und lässt ihre Anthologie in den siebziger Jahren beginnen. Die Einteilung nach Dezennien (siebziger, achtziger und neunziger Jahre) stellt dann auch das Gliederungsprinzip des Bandes bereit, wobei pro Jahrzehnt zehn ukrainische Autor(innen) mit jeweils ein bis drei Textproben präsentiert werden. Horbatsch berücksichtigt dabei Stimmen aus der östlichen wie aus der westlichen Ukraine in gleicher Weise und lässt sich bei ihrer Auswahl von jenen motivischen Parametern leiten, die sie in ihrer knapp gehaltenen Einführung als wesentlich für die ukrainische Lyrik festgemacht hat: ein dominierendes kulturelles Gedächtnis der Autoren, das sich in erster Linie an der Kiewer Rus' des Mittelalters und an der Kosakenzeit orientiert, die Anklage staatlicher Bevormundung und Unterdrückung und die (mit diesem Punkt ebenfalls zusammenhängende) Aufarbeitung des ökologischen und sozialen Desasters von Tschernobyl. Die starke Rekurrenz des Themas politischer Verfolgung in den Gedichten lässt sich direkt kausal aus den Kurzporträts der vertretenen Autoren ablesen, in denen knappe bio- und bibliographische Informationen (Ausbildungsweg, Veröffentlichungen, Charakteristik des Werks) geboten werden und die belegen, dass beinahe jeder zweite Lebenslauf durch Relegation von der Universität, Druckverbot, Verbannung oder Lagerhaft (als prominentestes Beispiel Vasył' Stus) in seiner freien Entfaltung deformiert wurde. Vielleicht mag auch die starke Thematisierung der Begegnung mit fremden Kulturen in den Texten der neunziger Jahre, als Auslandsreisen nicht mehr nach politischen, sondern nach finanziellen Kriterien erfolgten, auf diese Ursache zurückgehen. Die Auswahlkriterien von persönlich erfahrener Repression und eines teilweise vorchristlichen, heidnische Überlieferungen perpetuierenden kulturellen Gedächtnisses, das Natur und Individuum in eins setzt, blenden freilich automatisch die nicht in diesen Rahmen passenden Ansätze aus. So ist die von Frau Horbatsch vorgelegte Auswahl von teils meditativ-introspektiven, teils anklagenden, kaum je aber von heiteren Tönen geprägt: Die gerade auch für die ukrainische Kultur grundlegende Traditionslinie von Travestie und Buffonade, die z. B. für die Dichtergruppe „Bu-Ba-Bu“ von konstitutiver Bedeutung war, ist in dem Band bedauerlicherweise kaum vertreten. Daneben fällt die Dominanz des ländlichen Raumes als Imaginations- und Handlungsort der lyrischen Texte auf, wohingegen das bereits in der ukrainischen Literatur der 20-er Jahre in sämtlichen Gattungen u. a. von Mychajl' Semenko, Mykola Kuliš oder Valer'jan Pidmohyl'nyj breit thematisierte Moment des Urbanen in den ausgewählten Texten keine Rolle spielt. Zu kritisieren wäre in puncto Auswahl m. E. daneben noch der Umstand, dass Frau Horbatsch oft Auszüge aus breiter gehaltenen Poemen präsentiert, die damit natürlich aus ihrem ursprünglichen Kontext als Teil einer übergeordneten textuellen Einheit herausgerissen werden. Positiv ist dagegen der im Anhang erfolgte Abdruck der ukrainischen Gedichte zu erwähnen, der es erlaubt, die (leider nicht immer nachvollziehbaren) translatorischen Lösungen der Herausgeberin unmittelbar am Original zu überprüfen.

Die zweite hier referierte Anthologie wird durch ein knapp gehaltenes, aber ausgesprochen instruktives Vorwort von Karin Warter eingeleitet, in dem auf den geänderten Status des Schriftstellers nach der Unabhängigkeit der Ukraine (weg vom Status des Propheten und Märtyrers und hin zu einer Stimme unter vielen in einem pluralistischen Gefüge) ebenso hingewiesen wird wie auf die Plurilingualität der Literatur(en) in der Ukraine: neben dem Ukrainischen sei vor allem in den östlichen Landesteilen noch das Russische zu nennen. Tatsächlich reißt Warter hier das grundlegende Problem an, wie genau der Begriff der ukrainischen Literatur in seinem Umfang definiert werden soll. Die (etwa von Olga Martynova in ihrer in der „Zeit“ vom 30. 12. 2004 auf S. 51 erschienenen Rezension des Bandes kritisierte) Absenz von russischen Textproben ist m. E. vertretbar, freilich könnte man Alois Woldans Behauptung, wonach Jurij Andruchovyč der im deutschsprachigen Raum derzeit wohl bekannteste zeitgenössische ukrainische Autor sei (S. 188), mit guten Gründen entgegenhalten, dass diese Posi-



tion wohl eher dem in Kiew lebenden und auf Russisch schreibenden, sich selbst aber als ukrainischen Schriftsteller verstehenden Andrej Kurkov zusteht.

An Warters und Woldans Anthologie lässt sich im Vergleich mit Horbatsch weiter die zentrale Funktion, die der Auswahl von Texten und deren Verfasser(innen) bei Rezeption und Kanonisierung einer Literatur im Ausland zukommt, recht instruktiv betrachten: Der Band versammelt Textproben von insgesamt acht Autor(innen), von denen sechs mit je sechs bis dreizehn Gedichten sowie einem Ausschnitt aus einem Essay und zwei (nämlich Taras Prochas'ko und Mykola Rjabčuk) ausschließlich mit Proben ihrer Prosa vertreten sind; zu den Gedichten sind jeweils die ukrainischen Originale beigegeben. Die Übersetzungen der gesamten Lyrik und (mit zwei Ausnahmen) der Prosa stammen sämtlich von Alois Woldan. Von den auch bei Horbatsch anthologisierten Autor(innen) finden sich hier Jurij Andruchovyč, Halyna Petrosanjak, Tymofij Havryliv, Nataľka Bilocerkyvec' und Oksana Zabužko wieder, freilich mit bisweilen divergierender Schwerpunktsetzung. So stehen Andruchovyč und Havryliv (letzterer durch einen Auszug aus seinem Wien und Lemberg parallel setzenden Essay *Osinij Favn*) für einen ironischen Umgang mit der multinationalen kakanischen, an die Städte Galiziens geknüpften Erinnerung, die – worauf Warter zurecht hinweist – als *Movens* für die Generierung einer spezifisch westukrainischen regionalen Identität funktionalisiert wird (S. 9). Das so praktizierte, an das Urbane gebundene kulturelle Gedächtnis kontrastiert auffällig mit der Präsentation erinnerungsloser postsowjetischer städtischer Räume etwa in den Gedichten von Bilocerkyvec' und Zabužko (dieser über die Gedichtauswahl evozierte Gegensatz findet sein essayistisches Gegenstück in den Aufsätzen von Andruchovyč, in denen ausgehend von der Gegenüberstellung von Lemberg und Kiew eine individualistische Kultur des Eigenen und eine kollektivistische des Fremden konzipiert werden).

Besonders viel Raum schenken Warter und Woldan der aus einem Huzulendorf stammenden Halyna Petrosanjak, die hier auch mit direkt aus dem Manuskript übertragenen, also noch nicht publizierten Gedichten vertreten ist. Zu diesen ästhetisch besonders konturierten Texten zwei Bemerkungen: Erstens liegen jene insgesamt drei Gedichte (*Nazavždy zalyšytysja v školi dominikanok poblyzu Vidnja ...*, *Koly tut počnut'sja došči, i na Stefansplazi ...* bzw. *Zlamy liniji horyzontu zberihajut' pam'jat' pro more ...*), in denen Petrosanjak mit Wien verbundene Erfahrungen der Großstadt thematisiert, in den beiden Anthologien nun geschlossen in deutscher Übersetzung vor (das erste Gedicht bei Horbatsch, die anderen zwei bei Warter und Woldan); zweitens finden sich die beiden Texte *Oselja u horach, de v son mij vplytajeť sja šum potoku ...* und *Nevidomych landsaftiv spokij likuje svidmoist' chvoru...* in beiden Anthologien übertragen und ermöglichen so einen direkten Vergleich der Übersetzungen. Der Unterschied zwischen „Hirsch“ und „Waldgeist“ (als Übertragung von „lisna“ bei Horbatsch auf S. 67 und bei Woldan auf S. 41) im ersten legt hier ebenso Differenzen frei wie die Übersetzung der letzten zwei Zeilen des zweiten Gedichtes. Diese lauten bei Horbatsch: „Doch die Wellen dieser Höhen werde ich am Blau des Himmels zerschlagen, / wenn in der Ferne die Glätte der vertrauten Ebenen erscheint“ (S. 68), bei Woldan hingegen: „Da dieser Berge Wellen am Blau des Himmelufers zerschellen, / taucht in der Ferne der Schild der vertrauten Ebene auf“ (S. 43). Generell kann konstatiert werden, dass Woldan bei seinen Übertragungen weit eher danach strebt, die metrischen Vorgaben des Prätexes beizubehalten, was sich besonders in strengen Formen wie dem Sonett bezahlt macht; umgekehrt erscheint bei ihm so manches, wie etwa die eigenmächtig hinzugefügte Stadt Essen (als Reimpaar zu „vergessen“ auf S. 21), einzig durch die Einhaltung des Versschemas motiviert. Alois Woldan strebt in seinen Übertragungen nach einer Annäherung des Prätexes an den Erfahrungshorizont eines deutschsprachigen Publikums; scheint diese Annäherung nicht möglich, dann greift er modifizierend in den Text ein – so wird etwa aus Osyp Sorochtej bei Petrosanjak ein anonymisierter „Maler vom Ort“ (S. 29).

Im Anschluss an jene sechs Lyriker(innen), die auch in der Auswahl von Anna-Halja Horbatsch zu finden sind, präsentieren Warter und Woldan mit Serhij Žadan und Taras Prochas'ko zwei besonders markante Stimmen ukrainischer Gegenwartsliteratur, die geographisch wie poetisch die Pluralität der aktuellen literarischen Szene in der Ukraine unter Beweis stellen. Žadan lebt im ostukrainischen Charkiv und entwickelt (möglicherweise bedingt durch sein bilinguales Umfeld) ein besonderes Sensorium für intertextuelle und -kulturelle Verbindungslinien (vgl. seine Sammlung mit dem bezeichnenden Titel *Cyatnyk*). Prochas'ko wiederum steht für die rege literarische Tätigkeit im galizischen Ivano-Frankivs'k, dem frühe-

ren Stanislau, und wird über einen Auszug seines Romans *Neprosti*, einer postmodern inspirierten Familiensaga mit den Karpaten als Schauplatz, präsentiert. Ein Nachwort von Alois Woldan, das Kurzporträts der aufgenommenen Autor(innen) beinhaltet, sowie ein Quellenverzeichnis beschließen den Band. Im Nachwort legt Woldan auch einsichtig die Auswahlkriterien für die von ihm mitherausgegebene Anthologie offen: eine gleichmäßige Berücksichtigung von Stimmen aus dem westlichen und dem östlichen Teil der Ukraine, die Präsenz verschiedener Generationen und die Konzentration auf die Lyrik als der traditionellen Dominante im Gattungsgefüge der ukrainischen Literatur; weniger Zustimmung mag seine Behauptung finden, wonach die anthologisierten Autor/innen erstmals in diesem Ausmaß einem deutschsprachigen Publikum präsentiert werden (S. 185) – so hat Frau Horbatsch in ihrem „Brodina Verlag“ bereits im Jahre 1995 unter dem Titel *Spurensuche im Juli* einen aus zehn Einzeltexten bestehenden Gedichtzyklus von Jurij Andruchovyč als schmale Einzelpublikation herausgegeben, und von Serhij Žadan erschien 1998 in Charkiv der zweisprachige, rund sechzig Seiten umfassende Band *Pepsi* (übersetzt von Ursula Kerstan).

Beiden hier präsentierten Anthologien hätte man passagenweise eine größere Sorgfalt in formalen Dingen gewünscht, so fehlt bei Horbatsch die letzte Strophe in der Textprobe von Lina Kostenko (S. 106), bei Woldan findet sich ein und dasselbe Motto von César Vallejo auf S. 21 und 95 verschieden übersetzt, der Name des peruanischen Lyrikers jeweils unterschiedlich, aber zweimal falsch geschrieben. Hinweise dieser Art sollen aber das Verdienst der beiden unterschiedlich konzipierten Bände nicht schmälern; ist Frau Horbatsch in ihrer Auswahl m. E. darum bemüht, die etwa mithilfe der Kosaken-Thematik generierten Traditionslinien der zeitgenössischen ukrainischen Lyrik stärker hervorstreichen, so legen Warter und Woldan in ihrer Auswahl eher den Akzent auf den u. a. durch verstärkte Intertextualität und Ironie evozierten Bruch mit der Tradition, der hier freilich nicht im Überbietungs- bzw. Annihilierungsgestus von Moderne bzw. Avantgarde, sondern in postmoderner Weise gleichsam von innen heraus durch Um- bzw. Defunktionalisierung bestehender kultureller Wertigkeiten realisiert wird. Es bleibt zu hoffen, dass die ukrainische Literatur die gegenwärtige Aufmerksamkeit, die man der Ukraine im deutschen Sprachraum entgegenbringt, nicht zuletzt dank der beiden hier besprochenen Auswahlbände zumindest in einem zweiten Anlauf für sich nutzen kann.

Stefan Simonek  
 Institut für Slawistik der Universität Wien  
 Universitätscampus AAKH, Hof 3  
 Spitalgasse 2, A-1090 Wien  
 stefan.simonek@univie.ac.at

Sergei Awerinzew, „Die fremde Sprache sei mir eine Hülle ...“. Essays und Vorträge. Wissenschaftliche Redaktion und Vorwort: Rosemarie Ziegler, Wien (Pereprava) 2005, 206 S.

Der vorliegende, ansprechend gestaltete Band bietet einen Querschnitt durch die deutschsprachigen Essays und Vorträge Averincevs, die von Beginn der neunziger Jahre an bis 2002 entstanden sind und die sich mit einer Vielzahl zumeist literatur- und kulturwissenschaftlicher, daneben aber auch theologischer Fragestellungen auseinandersetzen und eindrucksvoll das weit gespannte geistige Gesichtsfeld dieses Gelehrten europäischen Maßstabs veranschaulichen. Rosemarie Ziegler informiert in einem knapp gehaltenen Vorwort über die Biographie und das außergewöhnlich umfangreiche wissenschaftliche Werk Averincevs, der 2004 im Alter von 67 Jahren verstarb. Unter diesem Blickwinkel lässt sich die vorliegende Veröffentlichung in ihrer Art auch als eine subtil konzipierte Gedenkschrift verstehen, die von einer der engsten geistigen Vertrauten Averincevs an der Universität Wien in kundiger Weise zusam-

mengestellt wurde und ganz offensichtlich für ein breiteres Publikum bestimmt ist; der Umstand, dass russische Eigennamen im Band konsequent transkribiert wurden, scheint zumindest in diese Richtung zu deuten.

Gleich der erste Beitrag steht für den (nicht zuletzt durch eine Vielzahl eigener Übersetzungen aus mehreren Sprachen dokumentierten) Dialog zwischen den Kulturen, der für Averincev ein besonderes Anliegen gewesen ist, setzt er sich doch mit der produktiven Aufnahme der deutschen Kultur, insbesondere des Genres der historischen Ballade, im lyrischen Werk von Aleksej Konstantinovič Tolstoj auseinander. Über seine (zumeist parodistischen) Gedichte in deutscher Sprache und die intensive Beschäftigung mit den poetischen Mustern Heines und Goethes erscheint dieser eigenwillige russische Autor in der Darstellung Averincevs (die an T. S. Eliots Konzeption eines „minor poet“ denken lässt) als ein wichtiger Vermittler zwischen russischer und deutscher Kultur. Das im Vorwort angesprochene stupende Wissen Averincevs auf mehreren Gebieten belegt im Anschluss daran der an der Nahtstelle von Theologie und Klassischer Philologie angesiedelte Beitrag „Das Neue Testament und die hellenistischen Literaturgattungen“, in dem Averincev unter intensiver wie kritisch-korrigierender Nutzung der entsprechenden Sekundärliteratur und in enger Arbeit am biblischen Text nachweist, warum die Evangelien nicht unter die Gattungsnormen der griechischen Biographie zu subsumieren sind. Gefolgt wird dieser Aufsatz von einem Beitrag zur Tradierung der Idee des „Imperium Sacrum“ in Byzanz und Russland, der um die Kirchliches und Weltliches vereine Funktion des russischen Zaren kreist (inklusive der Bedeutungsverschiebung dieses Terminus vom byzantinischen hin zum russischen Herrscher im Zeichen der Theorie von Moskau als dem Dritten Rom nach dem Fall von Konstantinopel 1453). Nach insgesamt weniger ergebnisreichen, um das Verhältnis von Russen, Polen und Juden sowie Fragen der russischen Ikonenmalerei kreisenden Überlegungen zur slawischen Apokalyptik folgen sehr persönlich gehaltene Erinnerungen Sergej Averincevs an das Fallen interkonfessioneller Glaubensgrenzen im unmittelbaren menschlichen Kontakt von Gläubigen unterschiedlicher Konfessionen unter dem Druck des totalitären Sowjetregimes sowie eine vergleichende Darstellung des Entwicklungsweges der verschiedenen christlichen Konfessionen in Russland seit den Jahren der Perestrojka. In allen diesen Beiträgen ist immer auch spürbar, welch zentrales geistiges Anliegen die referierten (theologischen) Fragen für den tiefgläubigen und kirchlich engagierten Autor in ganz direkter, unmittelbarer Weise dargestellt haben; in diesem Sinne lassen sich gerade Beiträge wie die zuletzt erwähnten auch als Fragmente einer intellektuellen wie spirituellen Autobiographie ihres Verfassers verstehen.

In den Bereich der Literaturwissenschaft zurück führt ein Vergleich Goethes und Puškins, zweier Autoren also, die in ihren jeweiligen Literaturen durch ein Höchstmaß an Kanonisierung (inklusive der damit einhergehenden Dekanonisierungsbestrebungen) von Person und Werk geprägt sind. Averincev positioniert die beiden Schriftsteller an der Schwelle zwischen dem Rationalität und Rhetorik verpflichteten Diskurs der Aufklärung und dem sich davon absetzenden, das Irrationale und Regellose in den Vordergrund rückenden ästhetischen Modell der Romantik. Er veranschaulicht diese Position des Übergangs anhand der widersprüchlichen Haltung beider Dichter zur Rationalität Voltaires, anhand der zwischen dem älteren und jüngeren ästhetischen Modell pendelnden Hinwendung zum Islam und anhand des parallelen Umgangs mit dem „fertigen Wort“ (in der Terminologie Michail Bachtins): Das Neue am Umgang mit präfigurierten rhetorischen Formeln und diskursiven Elementen sieht Averincev bei Puškin wie bei Goethe in der freien, souveränen und spielerischen Kombinatorik dieser aus zweiter Hand übernommenen literarischen Elemente. In diesem Aufsatz zeigt sich Averincev nicht nur als versierter Komparatist, sondern auch als in grundlegenden Dimensionen denkender Kulturtheoretiker. Auch wenn man in Rechnung stellt, dass der Band vorrangig wohl für ein Publikum jenseits der Slawistik gedacht ist, mag man bedauern, dass die Zitate aus Puškins Texten hier ausschließlich in deutscher Übersetzung ohne Beigabe des Originals gebracht sind. Von einem strukturell ähnlichen Ansatz geprägt sind auch die darauf folgenden, knapp gehaltenen Überlegungen zur Humorlosigkeit des Zeitgeistes. Averincev weist hier darauf hin, dass Humor, Witz und Erotik in dialektischer Weise von der Präsenz von Ernst, Norm und Tabu abhängig sind und dass das Fehlen letzterer in unserer permissiven, jegliche Verbote untersagenden Gesellschaft konsequenterweise auch das Verschwinden ersterer nach sich zieht. Rückgebunden an theoretische Vorgaben scheint hinter dieser Konzeption des Witzes als (blasphemisches, normbrechendes) Wider-Wort wiederum Michail Bach-

tin mit seinen Ansätzen von Polyphonie und Karnevalismus zu stehen; Averincevs Erwähnung von François Rabelais, auf dessen Werk Bachtin ja seine grundlegende Studie *Tvorčestvo Fransua Rable i narodnaja kul'tura srednevekov'ja i Renesansa* (1965) aufbaute, scheint zumindest in diese Richtung zu deuten.

Die folgenden beiden Aufsätze weisen Averincev wiederum als erudierten Theologen gerade auch der Orthodoxie aus: Zunächst geht es um die Relation der Omnipresenz Gottes in der Kultur der Rede (Predigt, Disput, Exegese) und der Realpresenz Gottes in der Kultur des Schweigens und der Ikone. Die divergierenden philosophischen Positionen Nikolaj Berdjaevs und Pavel Florenkijs sowie die Textproben aus der Lyrik Goethes, Tjutčevs sowie C. S. Lewis' umreißen den gesamt europäischen geistigen Hintergrund dieses Beitrags. Die daran anschließenden Überlegungen zur Bedeutung Jesus' in der orthodoxen Christenheit fokussieren zunächst das Mysterium des Namens (das Phänomen des sog. „imeslavie“) und dann die zentrale Bedeutung des Osterfestes für die orthodoxe Kirche sowie die an diese gebundene Bedeutung des Schweigens, das sich als simultane Präsenz von Apophasie und Kenosis deuten lässt. Auch hier schlägt Averincev wieder einen Bogen von den Kirchenvätern hin zur russischen Literatur und Philosophie des 19. Jhs., wobei Fedor Tjutčev und Fedor Dostoevskij die besondere Wertschätzung des Verfassers genießen.

Einem zentralen russischen Lyriker des 20. Jhs., dem Averincev in seinem philologischen Werk besondere Aufmerksamkeit geschenkt hat, ist der darauf folgende, nicht nur von seinem Umfang her für den gesamten hier besprochenen Band zentrale Beitrag gewidmet: In den einen Dialog zwischen den verschiedenen Kulturen reflektierenden wie auch in praxi realisierenden Gedichten und Essays von Osip Mandel'stam sah Averincev vielleicht eine Vorgabe für sein eigenes wissenschaftliches wie literarisches Wirken, und im Sinne dieser Vermittlungsbemühungen zwischen den Kulturen ist es wohl kein Zufall, dass Mandel'stams Gedicht *K nemeckoj reči* aus dem Jahre 1932 hier im Zentrum der Betrachtung steht. Dieses für das poetische Selbstverständnis Mandel'stams essentielle Gedicht war schon mehrmals Gegenstand eigener Untersuchungen, nichtsdestoweniger vermag Averincev gerade in impliziter Zurückweisung früherer, teilweise kanonisierter Deutungen der Auslegung dieses mit der über Ewald Christian von Kleist vermittelten Vorstellungswelt der deutschen Anacreontik des 18. Jhs. spielenden Textes wesentliche neue Aspekte abzugewinnen (auf S. 156 wird Kleist fälschlicherweise als Lyriker des 19. Jhs. bezeichnet). Averincev unterstreicht völlig zu Recht den Umstand, dass Mandel'stam kein „poeta doctus“ im klassischen Sinne war und dass seine philologischen, angelesenen Kenntnisse bruchstückhaften Charakter hatten (eine Behauptung, die sich anhand eines Vergleichs von Mandel'stams Lyrik etwa mit T. S. Eliots *Waste Land* oder Ezra Pounds *Cantos* anschaulich nachvollziehen ließe). Konsequenterweise positioniert sich Averincev denn auch skeptisch gegenüber der über die Intertextualitätsforschung in Anschlag gebrachten Hypostasierung von Mandel'stams literarischen Kenntnissen und weist die von Omri Ronen aufgestellte (und vor einigen Jahren von Ralph Dutli wieder aufgenommene) These, die enigmatische Formulierung „bog-Nachtigal“ aus *K nemeckoj reči* beziehe sich auf ein bestimmtes Gedicht Heinrich Heines, mit einsichtigen Gründen zurück: Heine habe, so Averincev, nicht zu den von Mandel'stam gelesenen und geschätzten deutschen Dichtern gezählt. Nachdem Averincev selbst zur oben erwähnten Metapher kein Deutungsmuster beigebracht hat, darf hier nochmals der (von mir bereits an anderer Stelle gebrachte) Verweis auf die Relevanz des Nachtigallen-Motivs in der Lyrik der deutschen Anacreontik, darunter auch bei Kleist selbst, stehen.

Mit zwei Punkten in Averincevs Argumentation mag man nicht unbedingt einer Meinung sein, und hier vermisst man die Möglichkeit, diese Fragen mit dem Verfasser in Form eines Gesprächs zu klären, denn auch besonders schmerzlich: Einmal fällt die von Averincev gewählte korrekte, aber im deutschen Usus ungebräuchliche Schreibweise des Namens Mandel'stam als „Mandelschtam“ auf. Paul Celan, der einem deutschsprachigen Publikum das Werk des russischen Dichters über seine Nachdichtungen um 1960 herum erschlossen und Mandel'stam nicht nur als russischen, sondern auch als jüdischen Autor verstanden hat, legte mit der Schreibung „Mandelstam“ eine Form des Namens vor, die von Fritz Mierau und Felix Philipp Ingold für ihre jeweiligen Auswahlbände wie auch von Ralph Dutli für dessen Gesamtausgabe von Mandel'stams Werken beibehalten wurde. War Averincev mit dieser Tradition der Schreibung etwa nicht einverstanden und was mögen die Gründe dafür gewesen sein? Der zweite Punkt betrifft die von Averincev getroffene Auswahl der deutschen Übersetzung des

Gedichtes *K nemeckoj reči*, wo der Übertragung von Hubert Witt aus dem von Mierau edierten Band der Vorzug gegenüber der Version von Dutli gegeben wurde. Nun hat Witt die dem hier besprochenen Band als Titel vorangestellte Zeile „Cužaja reč' mne budet oboločkoj“ als „Die fremde Sprache sei mir eine Hülle“ übertragen und damit einen Modus des Wollens oder Wünschens in seine Übertragung eingeführt, die dem von einem Gestus der Gewissheit geprägten semantischen Kontext der entsprechenden Strophe von *K nemeckoj reči* nicht recht entspricht; Ralph Dutlis Version „Die fremde Sprache wird mir einst zur Hülle“ kommt m. E. den Intentionen des russischen Originals näher.

Einer letztlich analogen Thematik, nämlich der substantiellen Integration des russischen Geisteslebens in einen breiteren allgemein-europäischen Kontext, spürt auch der Beitrag mit dem Titel „Russische Kultur und europäische Christenheit“ nach. Hier zeigt Averincev, dass bei russischen Denkern und Dichtern schon von der mittelalterlichen Kiewer Rus' an ein stetiges Interesse für Elemente katholischer und (späterhin) evangelischer Spiritualität vorhanden gewesen ist, und belegt dies u. a. an Textproben erstrangiger Persönlichkeiten der russischen Kulturgeschichte wie Čadaev, Žukovskij, Gogol', Dostoevskij, Solov'ev und Vjačeslav Ivanov, dessen fundamentale geistige Bedeutung für das Gedankengebäude von Sergej Averincev auch in dieser Studie deutlich wird. Knapper gehaltenen Überlegungen zur Ikonenmalerei folgt ein Beitrag zu den Problemen der Globalisierung, der sich in seinem (als Gegenbewegung zu neoliberalen wie totalitären Unifizierungsbestrebungen konzipierten) Festhalten an europäisch geprägten kulturellen Traditionen auffällig vom poststrukturalistischen Ideologem des Eurozentrismus abhebt. Im letzten Beitrag des Bandes wird Franz Kafkas von der europäischen narrativen Tradition abweichende, auf charakterologische und physiognomische Einzelheiten verzichtende Darstellungsweise mit parallelen Erscheinungen in der Bibel verglichen, wobei Averincev freilich betont, dass das Bibelwort auf Lesbarkeit und Verständlichkeit abgestellt ist, während für Kafka das Wort sogar seiner elementarsten Lesbarkeit verlustig geht.

In seiner Summe belegt der Band in seiner thematisch relativ heterogenen Zusammenschau nochmals eindrücklich die ungeheure, weiteste Teile der europäischen Kulturgeschichte umfassende Bildung Sergej Averincevs, daneben aber freilich noch ein weiteres, für Averincev kennzeichnendes Moment gerade in der Vermittlung dieses gewaltigen Wissens: In all den hier versammelten Beiträgen ist (auch jenseits der im Untertitel des Bandes ausgewiesenen, konkreten Gattungszuschreibung „Essays und Vorträge“) eine Art grundsätzlicher Einstellung auf das an ein konkretes Gegenüber gerichtete Gespräch zugegen. Eine europäisch ausgerichtete und gleichzeitig tief in der russischen Kultur verwurzelte Stimme ist hier (auch über das Ableben Sergej Averincevs hinaus) im eigentlichen Sinne dieser Redewendung am Wort und artikuliert jenes Einander-Zurufen über die Köpfe von Zeit und Raum hinweg, das Osip Mandel'stam am Schluss seines Essays zu André Chénier als Wesenszug der Poesie festgemacht hat.

Stefan Simonek  
 Institut für Slawistik der Universität Wien  
 Universitätscampus AAKH, Hof 3  
 Spitalgasse 2, A-1090 Wien  
 stefan.simonek@univie.ac.at

Stanislav Šmatlák – Vladimír Petrik – Ludwig Richter, Geschichte der slowakischen Literatur und ihrer Rezeption im deutschen Sprachraum, Bratislava (Literatur- und Informationszentrum) 2003, 390 S.

Bisher gab es auf Deutsch die slowakische Literaturgeschichte von Ludwig Richter aus den siebziger Jahren. Die jetzt vorliegende Literaturgeschichte, die vom Literatur- und Infor-

mationszentrum in Bratislava herausgegeben worden ist, stellt zur knappen Hälfte eine Kurzfassung der dreibändigen „Dejiny slovenskej literatúry“ von Stanislav Šmatlák dar. Hervorzuheben ist dabei die sorgfältige Übersetzung, die kaum von Druckfehlern getrübt wird.

Šmatlák hat seine Literaturgeschichte schon in der Mitte der achtziger Jahre fertiggestellt, wobei sie weniger doktrinär war als die damals in fünf Bänden erschienenen „Dejiny slovenskej literatúry“ von der damaligen Slowakischen Akademie der Wissenschaften. Für die deutsche Ausgabe, die in einer neuen literarischen Epoche erschienen ist, musste Šmatlák den Text natürlich gründlich umarbeiten, so dass wir es hier eigentlich mit einer Art Palimpsest zu tun haben, wo Spuren des alten Textes immer wieder durchschimmern.

Stanislav Šmatlák behandelt die slowakische Literatur von den Anfängen bis 1945, Vladimír Petrik die Zeit von 1945 bis 2000. Wie zu erwarten beginnt die Literaturgeschichte mit Kyryll und Method, wobei die Literatur der „Großmährischen literarischen Schule“ durch Bischof Viching auf dem Gebiet der heutigen Slowakei und Mährens abgebrochen wird und an ihre Stelle lateinisches Schriftgut gesetzt werden sollte. Im 13. Jahrhundert gab es nach Šmatlák zwar eine Nationalitätenvielfalt, doch überwog auf dem Gebiet der Slowakei das deutsche und slowakische Element. Wo das ungarische Element abgeblieben ist, fragt man sich hier das erste Mal, doch ist dies ein durchgängiger Zug in der vorliegenden Literaturgeschichte, dass die ungarische Literatur und Kultur ausgeblendet wird. Ein Grund, die gesamte Literaturgeschichte noch einmal zu schreiben oder sogar umzuschreiben, da durch diese Konzeption auch die Verflechtungen zwischen slowakischer und ungarischer Literatur ignoriert werden. Dies betrifft sogar die Abschnitte nach 1945 von Petrik, wo nicht einmal ein Autor wie Lajos Grendel erwähnt wird, dessen Werke sofort ins Slowakische übersetzt werden und so in der Slowakei eine breite Resonanz finden. Dies ist umso erstaunlicher, da die Emigration von Petrik, auch wenn sie im Westen die Sprache wechselt, weiterhin zur slowakischen Literatur gerechnet wird. Es wird also schon einen Schritt weitergegangen, slowakische Literatur ist nicht nur die auf Slowakisch geschriebene Literatur und ist nicht von der Staatsbürgerschaft des Autors abhängig. Die Integration der ungarischen Literatur auf dem Gebiet der Slowakei in die slowakische verlangt jedoch eine andere Konzeption und ist an sich eine nicht nur dringende, sondern auch vielversprechende Aufgabe.

Doch gibt es wenige Ausnahmen. So werden bei der Behandlung der Renaissance Matthias Corvinus und die kurzlebige Academia Istropolitana in Pressburg erwähnt. Da die Patrizier in der Slowakei meist deutscher Nationalität gewesen seien, suchten sie nach den Vorbildern der Ausbildung in Deutschland. Warum sie ihre Vorbilder nicht in Österreich suchten, wird von Šmatlák nicht gefragt. Aus Tyrnau (Trnava/Nagyszombat) stammte Ioannis Sambucus (1531–84), ein Vertreter des europäischen Humanismus, der in Wien Kaiserlicher Historiograph war. Für Stanislav Šmatlák ist die Annäherung von slowakischen und tschechischen Humanisten naturgemäß, was zu dieser Zeit, wo Latein die Lingua franca nicht nur in der Wissenschaft war, eher schwer zu erklären ist. Hier ist offensichtlich etwas aus der alten Fassung stehen geblieben. Bei der Behandlung der Barocklyrik fällt der fehlende Bezug zur ungarischen Literatur sehr ins Gewicht; es handelt sich um gemeinsame Themen, wie jedoch die ungarischen Texte gestaltet sind, ob die slowakischen Texte von den ungarischen abhängig sind und sprachunabhängig mit ihnen eine Einheit bilden, wird nicht einmal in Erwägung gezogen. Der erste slowakische Dramatiker Pavel Kyrmezer fällt scheinbar aus heiterem Himmel ins tschechische Milieu und wendet sich gegen das geläufige Schuldrama, von dem der Leser bis dahin nichts erfahren hat. Nach Šmatlák verstärkte gerade der Barock das Nationalbewusstsein der Slowaken – eine interessante Parallele zur österreichischen Identität. Die Emigration während der Gegenreformation betraf scheinbar nur die Lutheraner. Eine Basis für eine „Integration der konfessionell gespaltenen Literatur“ bildete das Toleranzpatent, doch zeigte noch die Herausbildung der slowakischen Schriftsprache diese Gespaltenheit, wobei sich die Protestanten durchsetzten. Wenn an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert „der in seinen Grundfesten erschütterte Feudalismus jeglicher Reformbestrebungen entsagt“, haben wir wieder eine Spur des Palimpsests der 80-iger Jahre vor uns. Die Lyrik wurde Anfang des 19. Jahrhunderts zur dominanten Gattung. Interessant ist dies vor dem Hintergrund, dass die slowakische Literatur Ende des 18. Jahrhunderts einen Erziehungsroman – „René ml'ádenca príhody a skusenosti“ [Die Erlebnisse und Erfahrungen des Jünglings René] (1783) von Jozef Ignác Bajza – vorzuweisen hat. Ján Kollár, der erste Lehrstuhlinhaber für slawische Archäologie an der Wiener Universität, erfasste nach Stanislav Šmatlák den „einheitlichen tschechoslo-

wakischen Kulturorganismus“. Neben Pressburg war auch Leutschau/Levoča/Lecső ein Zentrum der jungslowakischen Bewegung. Als 1848 der Kreis um Ludovít Štúr mit den ungarischen Revolutionären in Konflikt geriet, kollaborierten sie mit dem kaiserlichen Wien und organisierten den Kampf gegen die ungarische Nationalgarde. Für Štúr zahlte sich das Engagement nicht aus, da die Slowaken weiterhin der ungarischen Krone unterstellt blieben und er selbst in Modern/Modra/Modor unter Polizeiaufsicht gestellt wurde. Ende des 19. Jahrhunderts zeigt sich dann eine besondere Hinwendung zum russischen Realismus, besonders seit den 80-iger Jahren, wie Stanislav Šmatlák betont, während der französische Realismus eher reserviert aufgenommen worden sei. Diese Richtung wurde vor allem von Škultety, der die „Slovenské pohľady“ herausgab, vertreten. Die Schriftsteller, die um 1890 auftraten, bekannten sich nun zu Zola, wollten mit ihrer Literatur nicht mehr einem übergeordneten Ideal dienen und sammelten sich um die Zeitschrift „Hlas“, für die auch Masaryk regelmäßig aus Wien schrieb. Doch blieben die Hlasisten auch treue Anhänger des russischen Realismus und ein eigenes slowakisches Tolstojanertum aus. Wenn Stanislav Šmatlák von der Zuspitzung des „sozialen Antagonismus zwischen Proletariat und Bourgeoisie“ schreibt, scheinen wieder alte Spuren aufzutreten. Zuvor müsste der Autor über das slowakische Bürgertum schreiben, worin es sich von dem ungarischen, jüdischen und deutschen Bürgertum unterschied, um dann zu dem schlussendlichen Gegensatz zwischen dem slowakischen Proletariat und dem slowakischen Bürgertum zu kommen. Šmatlák ordnet der Moderne nur die Lyriker zu, während die Prosa dieser Zeit einer zweiten Welle des Realismus angehöre. In der Prosa wurde hauptsächlich die russische Literatur rezipiert, aber auch die ukrainische wie z. B. Ivan Franko. Die „einheitliche Nationalideologie“ differenzierte sich, und es kam zu einer scharfen Polemik zwischen den „Hlasisten“ in Ružomberok/Rosenberg/Rózsahegy und der Matica Slovenská und den „Slovenské pohľady“ in Turčanský Svätý Martin/Sankt Martin/Turócsszentmárton. Für die Dichter der Moderne ist nach Stanislav Šmatlák die Literatur kein Mittel der nationalen Propaganda mehr, sondern bringe die eigene innere Verfassung der Seele des Menschen zum Ausdruck. Während des Ersten Weltkrieges kehren die Dichter zur „nationalen Mission“ zurück und beteiligen sich am nationalen Befreiungskampf. Die Prosa (!) der Dichter der Moderne sei aber insgesamt durch die Abschwächung des sozialen und einer Betonung des psychologischen Kontextes charakterisiert. Nach der Bildung der Tschechoslowakischen Republik musste nun ein slowakisches Bildungssystem aufgebaut werden, nachdem das ungarische liquidiert worden war. Nach 1919 wurde die Matica slovenská wiederbelebt. Das bisher auffällige Fehlen des Dramas zeigt, dass das slowakische Theater neben den Laienbühnen eigene Spielstätten benötigte, die mit der Übernahme des Theaters in Bratislava/Pressburg/Pozsony und der Gründung des Theaters in Turč. Svätý Martin geschaffen wurden. Die Entwicklung des slowakischen Theaters wäre ohne tschechische Unterstützung nicht möglich gewesen, da die ungarischen Fachleute fehlten. In der Zwischenkriegszeit kommt es in der Slowakei jedoch zu einer Entindustrialisierung und zu einer Auswanderungswelle, was bei der Beschreibung der ČSR als Insel der Demokratie in Mitteleuropa und als viertstärkste Industrienation oft übersehen wird. Einer dieser neuen Dramatiker der 20-iger Jahre war Jozef Gregor Tajovský. In der Literatur habe es zwei gegeneinander gerichtete Konzeptionen gegeben: Die eine sei, verkürzt formuliert die „national-demokratische“, die andere die „internationalistische“. Hier zeigt sich wieder das Palimpsest, denn beide Apostrophierungen sagen uns über die Literatur recht wenig. Die Rolle, die Karl Kraus in Wien spielte, übernahm in der Slowakei Štefan Krčmár, der als Redakteur der „Slovenské pohľady“ enormen Einfluss auf die Literaturentwicklung hatte. Einen Gegenpol bildete eine radikal linke Gruppe, die sich im Verein „Detvan“ in Prag zusammenfand. Eine weitere Gruppe waren die Davisten, auch linksgerichtet, die fast die ganze Zwischenkriegszeit existierten. Krčmár, von dem auch die wichtigste slowakische Literaturgeschichte vor Šmatlák stammt, wurde immer mehr zur Zielscheibe dieser jungen „proletarischen“ Dichter. In den dreißiger Jahren wurden die Davisten in die slowakische Literatur integriert, was dazu führte, dass sie ihre proletarische Ausrichtung aufgaben. Sie arbeiteten nun mit anderen Literaturzeitschriften, auch mit den „Slovenské pohľady“ zusammen.

Die tschechischen Leser behielten auch in der Zwischenkriegszeit eine gewisse Distanz zur slowakischen Sprache und nahmen daher die slowakische Literatur sehr wenig wahr. Laco Novomeský, der vielleicht wichtigste Lyriker der zwanziger und dreißiger Jahre, verstummte in den vierziger und fünfziger Jahren völlig, da er zu den Verfolgten des stalinistischen Ter-

rors gehörte. Valentin Beniák fällt dadurch auf, dass er von der zeitgenössischen ungarischen Literatur ausgeht. Die katholische Moderne in der Slowakei, die bis 1989 auch im Inland ignoriert wurde, ist bisher international kaum wahrgenommen worden. Vladimír Roy übersetzte Rilke, aber ein Vertreter der katholischen Moderne ist der Übersetzer der „Duineser Elegien“ – Mikuláš Šprinc. Der Surrealismus tritt unter dem Namen Nadrealismus etwas verspätet Mitte der 30-iger Jahre auf, dabei schlossen sich diese gerade nicht den tschechischen Surrealisten an. Ihr wichtigster Theoretiker Mikuláš Bakoš meinte, dass sich der Surrealismus automatisch durchsetzen und so ein neuer Kanon entstehen würde. In der Zwischenkriegszeit stieg die Anzahl der Romane beträchtlich an. Ein Charakteristikum der besprochenen Literaturgeschichte ist, dass die politischen Konsequenzen, die Systembrüche für einen Autor privat oder beruflich bedeutet haben, verschleiert werden. Wenn der Autor Tido Jozef Gašpar in den 30-iger und 40-iger Jahren „politisch aktiv ist, allerdings mit unseligen Folgen für den Autor nach dem Zweiten Weltkrieg,“ kann der Leser nur vermuten, dass der Autor ein Parteigänger des faschistischen Regimes unter Tiso war. Ähnlich verschwommen über Ivan Horvath: „Unmittelbar nach dem Krieg war Horvath zunächst politisch aktiv, nach der Etablierung des autokratischen kommunistischen Regimes wurde sein Wirken jedoch jäh unterbrochen, und er musste lange Jahre im Gefängnis verbringen“. Gegenüber dem Sozialistischen Realismus verhält sich Stanislav Šmatlák völlig indifferent. Es wird nur angedeutet, dass „nach dem Aufenthalt in der Sowjetunion [...] sein Schaffen vorwiegend ideologisch ausgerichtet“ war. Die Romantrilogie von Milo Urban, „einem der bedeutendsten Vertreter der modernen slowakischen Erzählprosa“, ist in den Augen des Verfassers das „mutigste Projekt“ der zwanziger und dreißiger Jahre. Bei Jozef Ciger Hronský sieht Šmatlák eine „Remythologisierung des Dorflebens“, des „Archetyps dieses Zusammenlebens“. Was Stanislav Šmatlák unter „dem künstlerischen Umbau der slowakischen Prosa, der nur von wenigen herbeigeführt wurde“, versteht, bleibt im Dunkeln. Was wurde umgebaut? Wozu brauchte man diesen Umbau? Erst in der Zwischenkriegszeit entsteht das slowakische Drama, wobei offenbar, wenn man der Literaturgeschichte Šmatláks folgt, die ungarische Dramatik völlig ignoriert wurde.

Bei der Entwicklung Ende der 30-iger Jahre fehlt in der Darstellung der Hintergrund völlig. Warum musste es 1936 den ersten Slowakischen Schriftstellerkongress geben? War das schon ein Anzeichen des Zerfalls der ČSR? Welche politische Ausrichtung hatte dieser Kongress? Waren dort linke, kommunistische oder katholische, nationale Schriftsteller oder waren dort alle politischen und künstlerischen Richtungen vereint? Wenn Stanislav Šmatlák von dem „diskontinuierlichen Verlauf der slowakischen Geschichte“ nach 1939 schreibt, ist das eine interessante Umschreibung für den Zerfall der ČSR, die Bildung des klerikalfaschistischen slowakischen Staates, den Holocaust in der Slowakei und die Neubildung der Tschechoslowakei nach dem Krieg. Der slowakische Staat wird in Anführungszeichen als das „geringste Übel“ bezeichnet. Worin die „Selbstisolation“ der Slowakei als Vasallenstaat Hitler-Deutschlands bestanden haben sollte, bleibt äußerst rätselhaft. Dass der Verein slowakischer Schriftsteller in der Kriegszeit zumindest regimetreue war, lässt sich nur vermuten. Auch die neue politische Situation nach dem Krieg wird nicht klar als Demokratie bezeichnet. Wenn wir auf die Charakterisierung der Werke einzelner Schriftsteller eingehen, fällt eine eigenartige Diktion auf. Ján Kostra findet nach Šmatlák „einen Ausweg aus der zeitbedingten Depression durch die Hinwendung zum sicheren Hort der Heimat“. Auch bei Pavel Horov findet Stanislav Šmatlák die „Sicherheit des Subjekts im symbolträchtigen Begriff ‚heimatliche Scholle‘.“ Dominik Tatarka stütze sich nach Meinung des Autors auf die christlich-geistliche Erfahrung Miguel de Unamunos.

Den zweiten Abschnitt von 1945 bis zur Gegenwart hat Vladimír Petřík verfasst. Bei ihm wird die Literatur der Emigration rehabilitiert, und er weist darauf hin, dass sie bis heute „nicht vollständig in die Nationalliteratur integriert ist“. An dem Partisanenaufstand nahmen nach Vladimír Petřík nicht nur die kommunistischen, sondern alle demokratischen Kräfte teil. „Den Aufstand hatten bürgerlich-demokratische Kräfte und Kommunisten organisiert. [...] Die Wahlen 1946 gewannen in der Slowakei die Demokraten, bei den Tschechen die Kommunisten“. Die kulturellen Forderungen des „Košicer Regierungsprogramms“ wurden von den Nadrealisten und den Davisten unterstützt. Nach dem Krieg wurde zuerst „die gesamte literarische Entwicklung der Zwischenkriegszeit akzeptiert. [...] Danach wurde allerdings die Verbindung zur Zwischenkriegsliteratur ganz und gar durchgeschnitten“. Nach 1948 sank die Lyrik nach Petřík durch die Nadrealisten ins Primitive ab. Es kommt zu einer Rückkehr der



traditionellen Lyrik. Die nadrealistische Poetik fiel nach Vladimír Petřík mit dem Durchsetzen der Prinzipien des Sozialistischen Realismus nach 1948 völlig auseinander. Die nadrealistische Poesie beeinflusste auch traditionelle Autoren wie Pavol Horov, aber die unstrittigen Werke entstanden außerhalb dieser Strömung. Petřík hebt auch hervor, dass der Katholizismus – obwohl er sich in der Kriegszeit kompromittiert hatte – auch nach dem Krieg ein organischer Bestandteil der gesamtnationalen Kultur geblieben ist. Hervorgehoben wird František Švantners 1946 erschienener Roman „Nevesta hól“ [Almbraut] als Gipfelwerk des „Naturismus“. Schon in diesem Jahr tritt durch Hana Zelinová in der slowakischen Literatur der „magische Realismus“ auf, so seinerzeit der Literaturkritiker Jozef Felix. Es entstand eine lyrische Prosa, die jedoch „von der objektiven Situation“ nicht begünstigt wurde, so dass es zu einer Rückkehr zum konkreten Realismus kam. Der Putsch 1948 setzte ein neues Modell der Literatur durch, wobei Vladimír Petřík dabei nicht konkreter wird. Gegen die Poetik des Naturismus richteten sich Tatarka, Červeň und Karvaš und lösten sich vom sprachlichen Ornamentalismus. Tatarkas „Farská republika“ [Pfaffenrepublik] ist ein parodistischer Roman über das klerikalfaschistische Regime des slowakischen Staates. Hečko – und er steht damit nicht allein – schrieb nach 1948 seinen Roman „Červené víno“ [Roter Wein] den neuen Verhältnissen entsprechend um.

Die verhältnismäßig junge slowakische Dramatik löst sich in den dreißiger Jahren vom Realismus und bringt expressionistische Stücke hervor. Bei der Nachkriegsdramatik vermeidet Petřík jede konkrete Festlegung. Deutlich wird dies besonders bei der Passage über Leopold Lahola, wo Internierung und Emigration ohne jede politische Erklärung angeboten werden. Zur Charakterisierung der Literatur in der Zeit von 1948–1958 benutzt Petřík die Bezeichnung „Schematismus“. Es entsteht die Literatur der Emigration, im Land wird die Katholische Moderne zum Verstummen gebracht. Erstaunderer Weise wird Gustáv Husák dem DAV, dessen Mitglieder verhaftet werden, zugerechnet. Eines der bekanntesten Opfer war Vladimír Clementis. Unter den bleibenden Autoren und Werken nennt Vladimír Petřík neben Hečko die Verse Fraňo Kráľ's, Margita Figulis „Tri gaštanové kone“ [Drei kastanienbraune Pferde] – ein klassisches Werk des vergangenen Jahrhunderts – und Tatarkas „Farská republika“. Petřík liefert einige Ansätze dafür, wie die Poetik des stalinistischen sozialistischen Realismus literaturtheoretisch bewältigt werden kann. Die Innovation der slowakischen Lyrik habe in einem Aufblühen der Heimatdichtung bestanden.

Von Vladimír Petřík wird bei der Darstellung der Prosa die damalige Sicht ziemlich unreflektiert übernommen. Wenn er jedoch den „neuen Menschen“ als Mythos enttarnen möchte, setzt er sicherlich an der falschen Seite an. Wird heute vom Neoliberalismus doch gerade die sozialistische Arbeits- und Lebenshaltung bekämpft, die jedoch etwas ganz anderes ist, als dieses neue Menschenideal. Im Drama dominiert nach Petřík die realistische Darstellungsweise. Hier schimmert wieder der Palimpsest hindurch. Vladimír Petřík schreibt selbst, dass erst Mitte der fünfziger Jahre das Drama zu neuem Leben erweckt wurde. Im inneren Exil wirkte Ján Smrek, der erst in den 90-iger Jahren wiederentdeckt wurde.

Der lange Abschied von der sozialistischen Literatur habe sich von 1956 bis 1970 hingezogen. Die Parolen wurden von Dichtern wie Milan Rúfus nach 1958 ernst genommen und als moralische Forderung eingeklagt. In der Lyrik kehrte Rúfus, dessen Pathos keine literarischen Wurzeln gehabt habe, zum Symbolismus Kraskos, zu Laco Novomeský und Sergej Esenin zurück. In seinem Werk dominierte die ethische Funktion und wies der ästhetischen Funktion eine untergeordnete Rolle zu. Petřík übernimmt bei der Darstellung Miroslav Váleks die Schablone des gesellschaftlichen Engagements. Worin bestand Váleks „kommunistisches Engagement“, das er nach einem Jahrzehnt Schweigen mit seiner Dichtung „unter Beweis stellt“?. Eine wichtige Strömung Ende der fünfziger Jahre, Anfang der sechziger Jahre waren die Konkretisten, die „die Metapher als Instrument der Wahrhaftigkeit“ aufnahmen, zu denen Ján Ondruš und Ján Stacho gehörten. Der Vers Ondruš's sei durch syntaktische Unangemessenheit gekennzeichnet und Stachos Poetik auf der Metapher begründet. Dagegen sei Ondruš in „das eigene gespaltene Innere vertieft“. Ján Šimonovič, der nach Vladimír Petříks Worten vor 1989 „im Geist der damaligen Postulate gesellschaftlich engagiert war“, wird zugleich eine kritische Haltung zur gesellschaftlichen Realität zugeschrieben. Wenn bei Mikuláš Kováč von eindeutigem ideellen Engagement gesprochen wird, bleibt unklar, wofür dieses Engagement stand. Die Emigration des Lyrikers Peter Repka wird lapidar als Übersiedlung in die Bundesrepublik Deutschland bezeichnet. Vojtech Mihálik wird als großer Normalisator

beschrieben, der die jungen Autoren mittels der Zeitschrift „Nové Slovo“ gleichschaltete. Gerade durch das Schaffen der Nadrealisten sei die slowakische Lyrik nach 1948 auf ein sehr niedriges Niveau gesunken.

Andrej Plavka habe in den sechziger und siebziger Jahren das „vordergründige Ideologisieren“ aufgegeben, ebenso den folkloristischen Regionalismus und die großen nationalen Themen wie den Slowakischen Nationalaufstand (SNP). Nach der Rückkehr Ladislav Novomeskýs aus der Gefängnishaft kam es zu einer Generationsspaltung: Während die ältere Generation seine Konzeption teilte, ging die jüngere andere Wege. Vladimír Mináč stellte sich dieser Abkehr der jungen Generation vom ideologischen Fundament entgegen. Die Generation '56 habe sich „kritisch zum Schaffen der sogenannten Aufstandsgeneration verhalten“. Jedoch habe der „Gesundungsprozess nach 1956“ alle Generationen erfasst. Der Slowakische Nationalaufstand wurde erneut thematisiert, um „die Idee der Unumkehrbarkeit der gesellschaftlichen Entwicklung“ zu bestätigen, jedoch „ohne die Deformationen des Stalinismus“. Der Prosaautor Rudolf Jašík baut auf dem Schaffen Peter Jilemnickýs und František Švantners auf. Bei der Behandlung von Jašíks Kriegsroman „Mŕtví nespievajú“ [Die Toten singen nicht] wird von der Zwiespältigkeit der slowakischen Soldaten geschrieben, ohne jedoch zu sagen, worin diese bestand. Petrik wirft Mináč vor, dass dessen Helden episch abstrakt seien und es keine Ereignisse gäbe, die den SNP beschreiben. Jedoch seien die schematischen Züge seines Romans doch wesentlich abgeschwächt. Mináčs Konzeption der Geschichte als Geschichte der Arbeit, die zu überdenken sei, wird in Peter Jarošs „Die tausendjährige Biene“, die auch verfälscht wurde, übernommen. Auch Ladislav Mňačko wird von Vladimír Petrik dem Schematismus zugeordnet. Dominik Tatarkas Stärke liege „in der Meditation, im Nachdenken über die Grundprobleme des Lebens“. Lahola trat auch mit Novellen hervor, die das Aufstandsthema neu thematisierten. Bei Peter Karvaš stellt der Autor fest, dass in seinem Drama „Polnočná omša“ [Mitternachtsmesse] die Personen „dem Kleinbürgertum verhaftet bleiben“ – offenbar auch ein Relikt der zeitgenössischen Kritik. In dem Drama „Veľká parochňa“ [Die große Perücke] (1964) setzt sich Karvaš kritisch mit dem „Personenkult“ auseinander, wobei dieses Drama wie auch sein folgendes auf der Ebene der Absurdität angesiedelt sei. Karvaš habe seine Kritik jedoch nicht mehr aus der Perspektive eines veränderbaren sozialistischen Systems geschrieben, sondern zur Verteidigung von Humanismus und Freiheit. Karvaš löse sich von der realistischen Methode und schließe sich dem absurden Drama im Sinne Ionescos und Becketts an. Karvaš war ein führender Kunsttheoretiker, der zahlreiche Publikationen zum Drama, zur Dramaturgie und über das Komische herausgab.

Wenn von der Neubewertung der sechziger Jahre zur Zeit der Normalisierung die Rede ist, verzichtet Petrik darauf zu sagen, wer diese Neubewertung vornahm und vertrat. Die Ereignisse vom August 1968 werden von Vladimír Petrik ganz konsequent als Besetzung der ČSSR durch die Truppen des Warschauer Pakts bezeichnet. Zugleich wird die darauf folgende Periode als Rückfall in die fünfziger Jahre angesehen. Das Handeln des „Regimes“ Gustav Husaks wird dagegen affirmativ behandelt und gerechtfertigt. Welche rechtsgerichteten, antisozialistischen Positionen auf dem Schriftstellerkongress im April 1968 „zu Tage traten“ und warum sie geäußert wurden, verrät uns Vladimír Petrik nicht. 1968 wurde die für den Prager Frühling in der Slowakei so wichtige Zeitschrift „Kultúrny život“ verboten, und 1970 folgte „Mladá tvorba“. Mňačko schreibt nach der Emigration nach Österreich auf Deutsch, doch wird auch die Deutsch schreibende Emigration von Petrik weiter der slowakischen Literatur zugerechnet. Das Reservoir an Literaturwissenschaftlern, das in Nitra (Neutra/Nyitra) entstand – die sogenannte semiotische Schule von Nitra – wird von Vladimír Petrik kurz erwähnt. In den 70-iger Jahren kam man zu der Auffassung (freilich nur im offiziellen Literaturbetrieb), dass die Verinnerlichung der Literatur in den sechziger Jahren mit einem Verlust des sozialistischen Charakters einhergegangen sei. Hier fehlt natürlich die Beurteilung der offiziellen Literaturauffassung der Normalisierung. Die Literatur, vor allem die Prosa, habe eine „markant gesellschaftliche Dimension“. Worin diese bestand und was der Autor genau unter „gesellschaftlich“ versteht, bleibt jedoch ganz offen. Petrik versucht in der Literatur der Normalisierung Tendenzen zu finden, die sich gegen die ideologisch vorgegebenen Prämissen stellten. Die Aneignung oder Integration der ungarischen Städte in die Tschechoslowakei wird bei Peter Jaroš am Beispiel der fiktiven Stadt Palank dargestellt. Auch Ivan Habaj beschreibt das Leben der Slowaken, die nach Süden umgesiedelt sind, dabei versuche er „den Widerspruch zwischen der slowakischen und der ungarischen Ethnie“ zu lösen. Dieses Zusammen-

halten würde von Habaj, „um der Klassenideologie Tribut zu zollen“, falsch und harmonisierend dargestellt. In den siebziger und achtziger Jahren flüchteten die Autoren in den historischen Roman.

Im Abschnitt über die Lyrik wird auf die Rolle Vojtech Mihálik's hingewiesen, der „aktiv an der Durchsetzung der ‚Normalisierung‘ der Kulturpolitik beteiligt war“. Zu Mihálik's Dichterschule bekannnten sich dutzende junge Poeten, die „obligate Herzenthemem mit aktuellen Gesellschaftsproblemen verknüpfen“. In der Dramenliteratur sei es während der Normalisierung zu einer „Wachablösung gekommen“. Schon in den fünfziger Jahren habe Ivan Bukovčan „den Schematismus in der slowakischen Dramenliteratur“ vervielfältigt. Doch habe er sich dem Normalisierungsdruck entzogen und sich mit Fragen der „wissenschaftlich-technischen Revolution“ – ein Ausdruck des realen Sozialismus für die siebziger Jahre – beschäftigt. Unter den Dissidenten hebt Vladimír Petřík Dominik Tatarka, der die größte Aufmerksamkeit verdiene, und Ivan Kadlečík, der sich an der Grenze von Essay und Erzählung bewege, hervor.

Während Petřík die Deutsch geschriebene Exilliteratur einbezieht, klammert er die in der Slowakei Ungarisch geschriebene Literatur aus. Ebenso erfahren wir nicht, ob es eine Ukrainisch geschriebene Literatur und eine Literatur der Roma gibt, wobei nach Petřík's Konzept die Oraltradition grundsätzlich ausgeschlossen bleibt. Während des Zweiten Weltkrieges wurde Ján Kalina als „unverzichtbarer Jude“ im Rundfunk angestellt. Eine Sammlung politischer Witze, die Kalina 1969 herausgab, brachte ihn in Misskredit. Danach folgten Haft und Emigration, wo er auf Deutsch ein ähnliches Buch herausgab. Wichtig seien seine dreibändigen Erinnerungen. Dušan Šimko und Andreas Bur Majster schreiben im Exil vor allem Sachliteratur. Eine kleine Bemerkung am Rande: Bei der Übersetzung des Titels von Andrej Žarnov's Lyrikband „Stráž pri Morave“ von unterläuft dem Autor ein Übersetzungsfehler, wenn er es mit „DieWacht in Mähren“ wiedergibt, da wahrscheinlich der Fluss March gemeint ist.

1989 wurde „das morsche sozialistische System hinweggefegt“ und die Exilautoren rehabilitiert. In der Emigration vor 1989 wurde von dem slowakischen Institut des Hl. Kyrill und Method in Rom „national ausgerichtetes wissenschaftliches Schrifttum“ herausgegeben. Hier wird der Autor nicht konkreter. Den „ideellen Gehalt“ dieser Publikationen hätten zwei Tendenzen – die religiöse und die nationale – gebildet. Die Zeit nach 1989 bezeichnet Vladimír Petřík als allgemeine Verunsicherung der gesamten Kultur, die sogar bis heute anhalte. Zur Zeit des Sozialismus habe ein Schriftsteller, wenn er couragiert und zugleich das Regime liberal war, am meisten Anklang gefunden. In den neunziger Jahren habe man auf das befreiende Wort in der Literatur gewartet, das mit dem vergangenen Regime abrechnet, jedoch sei es nicht gekommen. Etwas eigentümlich ist die Bemerkung zu Anton Baláz's „Tábor padlých žien“ [Das Lager der gefallenen Frauen]. Hier habe der Autor „humorvoll die Umschulung der Prostituierten von Bratislava“ beschrieben. Die äußerst nationalistischen Stellungnahmen von Vladimír Mináč in den neunziger Jahren werden dagegen mehr als verharmlost. Die literarische Situation ist für Petřík nach 1989 unübersichtlich, und die Orientierungslosigkeit vertieft sich immer mehr. Auf die Literatur habe die Gegenwart „mit all ihrem Umsturzchaos gewartet“. In der Lyrik sei in den 80-iger Jahren eine Erstarrung zu beobachten. „Angesichts der fortdauernden Stagnation erlahmte der Enthusiasmus der Normalisatoren in Literatur und Kunst“. Štefan Moravčík, Ivan Štrpka und Ján Štrasser hätten dann eine Entideologisierung des dichterischen Schaffens repräsentiert. Die jungen Autoren interessierten sich nicht für die Frage nach dem Sinn des Lebens und für gesellschaftliche Probleme. Im Mittelpunkt hätten Körperlichkeit, Triebhaftigkeit und Sexualität gestanden. In den 90-iger Jahren habe Moravčík nicht auf ideale Zugänge (Nation) verzichtet, was wiederum die Tendenz zur Verharmlosung zeigt. Peter Pišťanek, Jahrgang 1960, parodiert in den 90-iger Jahren die Praktiken des Sozialismus, aber auch die Entwicklung nach 1989. Das Prosaschaffen dieser jetzt mittleren Generation habe nichts mehr mit dem individuellen Erleben und der persönlichen Erfahrung zu tun. Ihr Interesse am Mensch geht von Empathie bis zu Gefühllosigkeit und Grausamkeit, wobei diese Haltung auf eine direkte Aversion bei den Lesern stoße. Das Schaffen der Frauen setze dagegen andere Prioritäten. Im Theater komme das Musical immer mehr in Mode.

Den dritten, abschließenden Teil bildet ein Abriss der Rezeptionsgeschichte der slowakischen Literatur im deutschsprachigen Raum von Ludwig Richter. Die ersten Übersetzungen sind Werke von Ján Chalupka und Eudovít Štúr, die 1842/43 in Leipzig erscheinen. Richter behandelt zugleich das slowakische Schrifttum im deutschsprachigen Raum und die Ge-

schichte der Slowakistik in Deutschland. Die Loslösung des Slowakischen vom Tschechischen war nach Ludwig Richter eine historische Notwendigkeit, die der bekannte tschechische Literaturhistoriker Arne Novák nicht begreifen wollte. Dies sei für die junge slowakische Literaturgeschichtsschreibung „ein himmelschreiender Anachronismus und Ausdruck eines historisch erledigten Tschechoslowakismus“. Die jungen slowakischen Literaturhistoriker hätten die Chance genutzt, in deutscher Sprache die neuzeitliche slowakische Literaturentwicklung vorzustellen, wobei besonders auf Andrej Mráz hingewiesen wird. In der Zeit der Tiso-Slowakei gab Konrad Bittner eine ideologisch verzerrte Darstellung der slowakischen Literaturgeschichte auf Deutsch heraus. Gerade in dieser Zeit wurde in Deutschland die Slowakistik besonders gefördert, wobei natürlich eine Literaturgeschichte die politisch nicht passenden Autoren aus der Literatur aussortieren musste. Zwischen den zwei Weltkriegen wurden nur zwei Romane aus dem Slowakischen ins Deutsche übersetzt. Die wichtigste Literaturgeschichte auf Deutsch war „Die Literatur der Slowaken“ von Andrej Mráz, die 1942 erschien. Wichtig war ebenso der Studienband „Die Slowakei der Gegenwart in Literatur und Kunst“ von Ján Smrek. Jilemnický hielt sich nach Ludwig Richter im Krieg „in einem Arbeitslager in Deutschland“ auf. In der Zeit der Normalisierung fanden in der DDR eine Reihe von Konferenzen über slowakische und tschechische Literatur unter der Leitung Manfred Jähnichens statt. Wie stark sie von den politischen Umständen geprägt waren, wird von Ludwig Richter nicht erörtert. Ohne jeden Kommentar verweist Richter auf Publikationen, in „denen die sozialistische und antifaschistisch-demokratische Literatur im Mittelpunkt standen“. Das Rezeptionsverhalten der slowakischen Nachkriegsliteratur habe sich im Westen und im Osten nicht wesentlich unterschieden. Die Rezeption im deutschen Sprachraum sei auch in den letzten Jahren kontinuierlich weitergegangen. Hier wäre wahrscheinlich „Rezeption“ durch fehlende Wahrnehmung zu ersetzen. Das „Orchideenfach“ Slowakistik sei durch die Strukturveränderungen im Hochschulwesen nach der „Wiedervereinigung“, der größten Akademikerentlassungswelle in der deutschen Geschichte, kaum beeinträchtigt worden, da es nur an vier Universitäten einen Lehrstuhl oder eine halbe Stelle gibt. Leider wird nicht von den stürmischen Entwicklungen der Slowakistik seit dem Beginn des neuen Jahrtausends in Wien berichtet.

Stephan-Immanuel Teichgräber  
 Universität Wien, Institut für Europäische und Vergleichende  
 Sprach- und Literaturwissenschaft  
 Berggasse 11, A-1090 Wien  
 stephan-immanuel.teichgraeber@univie.ac.at

Gertraude Zand – Jiří Holý (Hrsg.), Vertreibung/Aussiedlung/Transfer im Kontext der tschechischen Literatur. Vyhnaní/odsun/transfer v kontextu české literatury, Brno (Host) 2004, 200 S.

Sofern man in Mitteleuropa mehr sehen will als bloß ein intellektuelles Konstrukt, muss man notwendigerweise Themen suchen, die dieser Region gemeinsam sind – also solche, auf die sich Tschechen, Österreicher, Slowaken, Polen und Ungarn (eventuell auch Slowenen, Kroaten ...) einigen können. Es ist klar, dass vom Standpunkt des Historikers aus weniger derartige Themen existieren werden als vom Standpunkt des Literatur- oder Kulturwissenschaftlers. Aus der Sicht des Historikers gibt es wohl nicht mehr als zwei mögliche Themen: 1. den Zerfall der österreichisch-ungarischen Monarchie und seine Folgen; 2. die Ereignisse der Jahre 1938–1946 und ihre Folgen; matt zeichnet sich am Horizont auch ein drittes Thema ab, und zwar die Frage, was die Europäisierung mit uns, den Bewohnern dieser Region, anstellen wird. Werden wir versinken im Schmelztiegel des vereinten Europa? Oder erlangen wir eine neue Identität? Und welche Identität wird das sein? Vom Blickwinkel des Literaturwissenschaftlers hingegen bieten sich mehr Themen an, obwohl wir – in logischer Folge – für die

größere Vielfalt mit geringerer Klarheit und Schärfe bezahlen, ja mancherorts gar mit völliger Unbestimmtheit. Vor allem aus den Essays und Debatten unter den Schriftstellern dieser Region (besonders M. Kundera, C. Magris, P. Esterházy, G. Konrád, Cz. Miłosz, J. Gruša, D. Kiš u. a.) gingen einige hermeneutisch überwältigende Unbestimmtheiten hervor. An erster Stelle ist es das Wesen des romanhaften Mimetismus, in dem man die Verbindung von Lachen und Frustration, von Ironie und Nostalgie, von Dummheit und Freude finden kann; des weiteren ist es das Balancieren zwischen West und Ost, die Angst vor dem russischen Element, das Misstrauen gegen die Geschichte, das Gefühl des Outsidertums, eine spezifische Art von Fatalismus usw.

Der von G. Zand und J. Holý herausgegebene Sammelband wählt eine vorsichtigeren, d. h. historische thematische Abgrenzung; der meiste Platz wird hier der Literatur zugestanden, einem Forschungsbereich, der sich schließlich einen breiteren Interpretationsspielraum erlauben kann: Die Grenze zwischen den „strengen“ Historiker und dem „laxen“ Literaturinterpret hat schon längst an Schärfe verloren, ja sich vielfach aufgelöst. Anteil daran haben vor allem M. Foucault mit seiner Diskurstheorie und seinen *épistémè* sowie H. White und der amerikanische *New Historicism* der achtziger und neunziger Jahre des 20. Jahrhunderts. – Zahlenmäßig überwiegen im Sammelband die Beiträge der Literaturhistoriker (insgesamt zehn Texte), die klassischen Historiker sind mit zwei Beiträgen vertreten, ein Aufsatz stammt aus dem Gebiet der Ethnopschoanalyse: Ruth Kronsteiner, Tochter einer Mutter, die im Alter von 19 Jahren aus der Tschechoslowakei vertrieben wurde, bearbeitet das Drama von Vertreibung und Flucht aus dem Blickwinkel des Zusammenhangs zwischen individuellen und kollektiven Traumata. Der Autorin geht es konkret um das Problem, wie sich das persönliche Erleben dieser Krisensituation auf nachfolgende Generationen überträgt, wobei sich das Thema nach und nach auf das Problem der Identität von großen Gruppen verschiebt. In dem Beitrag überwiegt letztlich der methodologische Standpunkt gegenüber dem analytischen. – Detlef Brandes, der sich in einigen seiner Bücher mit den tschechisch-deutschen Beziehungen und der Vertreibung/Aussiedlung befasst, konzentriert sich auf die Pläne des Präsidenten Beneš bezüglich der Vertreibung/Aussiedlung der Deutschen und Ungarn aus der Tschechoslowakei. Brandes beschreibt die Entwicklung dieser Pläne: Ursprünglich ging es um die Abtretung einiger Grenzgebiete und die Migration eines Teils der deutschen Bevölkerung, erst nach dem Krieg sah Beneš einen flächendeckenden Transfer vor. Wesentliches Material zum Verhältnis zwischen Beneš und Masaryk enthält übrigens die unlängst erschienene Monographie von Jiří Kovtun *Republika v nebezpečném světě* (Praha: Torst, 2005). Ihr Autor belegt im Detail, wie das Bemühen um eine Verständigung mit den Deutschen zu Masaryks größten innenpolitischen und persönlichen Prioritäten gehörte, während Beneš dieses Problem mehr oder weniger fremd war. Masaryk fand dafür im Laufe seiner Präsidentschaft keinerlei Zugang zur ungarischen Minderheit. – Jiří Pešek verfolgt die Produktion der tschechischen Historiker zum Thema Vertreibung/Aussiedlung nach dem Jahre 1989. Das Thema gehörte, so der Autor, zu den Tabus der Husák-Ära; einen Durchbruch bewirkte erst die Arbeit der 1990 gegründeten Tschechisch-Deutschen Historikerkommission. Man begann nicht nur, dieses Thema aufzuarbeiten, sondern es gelang auch, einige Zahlen über die deutschen Opfer festzumachen, die vor allem von sudetendeutscher Seite deutlich übertrieben worden waren.

Der Block der literaturwissenschaftlichen Beiträge stellt den eigentlichen Schwerpunkt des Sammelbandes dar. Acht von ihnen widmen sich der tschechisch-deutschen Problematik um das Jahr 1945, einer betrifft die „ungarische Frage“ in der slowakischen Literatur, einer vergleicht den polnischen und den tschechischen Blick auf die Vertreibung/Aussiedlung der Deutschen. Allen Beiträgen gemeinsam ist deren zuverlässige Auseinandersetzung mit dem literarischen Material. Es geht um die Interpretation von Werken, ihrer Themen und Bilder, auf deren Grundlage man dann zu allgemeineren Feststellungen gelangt; es überwiegt also die Methode der induktiven Interpretation. – Jan Wiedl beleuchtet in einem materialreichen Beitrag das Bild des Deutschen in der tschechischen Poesie der Jahre 1945–1946; er erläutert auch, wie die zeitgenössische Kritik auf dieses Phänomen reagierte. Der Aufschwung eines negativen Bildes von den Deutschen geht demnach Hand in Hand mit der Verwendung von Mitteln des historischen Symbolismus wie auch mit pathetischen nationalistischen und revolutionären Gesten. J. Wiedl gelangt zu folgendem Schluss: „Postava Němce se tu nabízi ve své symbolické funkci jako univerzální, historicky nezpochybnitelné a podmíněné zpředměnění zla, jako svod všeho národního neštěstí“ (Die Figur des Deutschen bietet sich hier in

ihrer symbolischen Funktion als universelle, historisch unzweifelhafte und bedingte Vergegenständlichung des Bösen an, als Ableitung allen nationalen Unglücks, S. 71). – Filip Tomáš schreibt über die tschechische Kolonialisierungsliteratur der Jahre 1947–1951. Im Zentrum seiner Überlegungen steht Rezáčs Roman *Nástup*, in dem der Autor einerseits die Synthese des Tendenzromans der fünfziger Jahre sieht, andererseits seinen Gipfelpunkt. Schade ist vielleicht, dass es zu keinem Vergleich mit dem Kolonialisierungsroman der Ersten Republik kommt (z. B. J. Knaps *Puszta*, 1937). – Auch Gertraude Zand widmet dem Roman *Nástup* ihre interpretatorische Aufmerksamkeit. Die Autorin analysiert scharfsinnig, dass man es hier mit einem Kolonialisierungsroman auf zwei Ebenen zu tun hat: sowohl im Hinblick auf das Thema (die Besiedlung des Grenzgebiets nach der Vertreibung/Aussiedlung der Deutschen) als auch auf die Form der Darbietung (der Text steht für eine Kolonialisierung der tschechischen Literatur mit den Mitteln der Zdanovschen Kulturpolitik der damaligen Sowjetunion). Wertvoll sind auch die Beobachtungen der Autorin, die aus dem Vergleich der tschechischen Version mit der deutschen Übersetzung hervorgehen, z. B. wurde „vyhnat“ nicht als *vertreiben* übersetzt, sondern als *rausschmeißen*. – Aleš Haman vergleicht die Figuren der Sudetendeutschen im Werk von J. Durych, V. Körner und V. Vokolek. Obwohl es um Texte aus verschiedenen Zeiten geht, urteilt der Autor über alle drei gemeinsam: Das Bild des Deutschen wird nicht einer vereinfachten ideologischen oder nationalen Optik untergeordnet, vielmehr werden die Figuren in ihrer existentiellen Geltung belassen. – Jiří Holý interpretiert auf scharfsinnige Weise das Schlüsselwerk von Ota Filip, *Nanebevstoupení Lojzka Lapáčka ze Slezské Ostravy* (1974). Er greift dabei auf den Kontext des Gesamtwerkes dieses Autors wie auch auf den Kontext der tschechischen Prosa der sechziger Jahre zurück. Als wesentlicher Zug in Filip's Roman gilt ihm, dass sich hier „empirische Wirklichkeit und magische Realität“ verbinden (S. 109). Und so, wie die Grenze zwischen Fakt und Phantasie-Vision verschwindet, wird laut Holý im Roman die Grenze zwischen Opfern und Schuldigen, also zwischen Gut und Böse verwischt. – Václav Maidl widmet sich dem Bild der Deutschen in vier Romanen von P. Kohout. Der Autor weist vor allem auf Kohouts narrative „Regie“ hin, d. h. auf den Umstand, dass der Romanschreiber seine Figuren führt und auch dem Leser eindeutige Lösungen anbietet. Dieser Zug weicht jedoch nach und nach größeren Ambivalenzen. – Vladimír Papoušek behandelt die tschechisch-deutsche Prosaautorin Olga Barényi, vor allem den Wandel in ihrem Werk, als sie nach dem Zweiten Weltkrieg vom Tschechischen zum Deutschen als literarische Sprache übergeht. Dieser Übergang bedeutet Papoušek zufolge, dass die Autorin, die sich früher intensiv im Einklang mit der existentiell ausgerichteten Literatur befand, auf eine Position „nacionálních a ideových konceptů“ (nationaler und ideeller Konzepte, S. 146) übergeht. – Elke Mehnert beschäftigt sich mit den Texten von drei sudetendeutschen Autoren (H. Cibulka, J. Mühlberger und G. Pausewang), die auf der Projektionsebene der Erinnerungen über ihre Flucht aus der Tschechoslowakei schreiben. Sie findet drei gänzlich unterschiedliche Zugänge: das menschliche Erleben, das dokumentarische Festhalten und ein Erzählen, das das ursprüngliche Erleben verschlingt. – Václav Burian widmet sich den Unterschieden zwischen der tschechischen und der polnischen Rezeption der deutschen Frage, aber nicht in einem panoramaartigen Rundblick, sondern durch die Interpretation des Tagebuchs von S. Kisielewski. – Den Sammelband beschließt eine umfangreiche Studie von Ute Raßloff über die „ungarische Frage“ in der slowakischen Nachkriegsliteratur. Die Autorin legt ausführlich dar, wie die Sensibilität für die ungarische Frage mit der Unterdrückung nationaler Stereotypen zusammenhängt; und die Unterdrückung von Stereotypen hängt wiederum mit der Subjektivierung der Prosa zusammen, mit der steigenden Tendenz zur Polyphonie. Nationale Schemata und ein erzählerischer Traditionalismus werden miteinander verbunden; das Aufbrechen dieser Schemata geht Hand in Hand mit modernistischen Zugängen. Der Beitrag von U. Raßloff weist auch einige anregende Überlegungen zu einzelnen Autoren und Werken auf – besonders zu L. Ballek und P. Závada.

Der Sammelband bildet insgesamt eine organische Einheit; er ist thematisch und methodologisch recht breit angelegt, aber nicht verschwommen. Die Beiträge sind auf tschechisch und deutsch geschrieben (mit einem Resümee in der jeweils anderen Sprache); ein Namensregister ist leider nicht enthalten. Man findet hier Beiträge, die einen Überblick geben, synthetische Beiträge und daneben auch Beiträge, die durch einzelne Interpretationsideen eine Problematik für weitere Analysen öffnen. Unter den Autoren sind solche vertreten, die sich bereits mit einem Werk von einigen Bänden ausweisen können, wie auch solche, die am Beginn ihrer

wissenschaftlichen Laufbahn stehen. Es handelt sich hier um jene Art von Konferenzband, die durch etwas mehr als nur die mechanische Aneinanderreihung einzelner Beiträge zusammengehalten wird. Das Buch gibt auch eine anregende Gelegenheit für eine interdisziplinäre Auseinandersetzung, wodurch es sich als Lektüre nicht nur für Historiker und Literaturhistoriker eignet, sondern auch für Theoretiker und Methodologen. Implizit wird hier die Frage nach der referentiellen Gültigkeit von literarischen Werken aufgeworfen, respektive die Frage danach, wie man mit Materialien verschiedener Provenienz umzugehen hat. Es zeigt sich, dass literarische Werke (z. B. Rezáčs *Nástup*, der am öftesten erwähnte Roman), auch eine historische Aussagekraft besitzen, aber nicht direkt, auf Fakten bezogen, sondern erst mittelbar. Folglich sagt Literatur etwas über Modelle und Bilder aus, also über etwas, das man nicht rein empirisch erforschen kann, das aber für die Erkenntnis der Zeit ebenso wichtig ist wie „reine“ historische Fakten wie z. B. Dekrete und Kundmachungen. Die Fakten leben nicht durch sich selbst, sondern immer in einem bestimmten Klima, d. h. in der Kultur. Der vorliegende Sammelband bestätigt, dass historische und literaturhistorische Erörterung sich nicht gegenseitig behindern, sondern vielmehr sinnvoll ergänzen.

Jiří Trávníček

Ústav pro českou literaturu Akademie věd České republiky

Na Florenci 3, CZ-110 00 Praha 1

jiritravnicек@seznam.cz

Michaela Soleiman pour Hashemi, Karel Račín – nedoceněný barokní autor (= Masarykova univerzita, Spisy Filozofické fakulty 357), Brno (Masarykova univerzita) 2005, 112 S.

Die Brüner Bohemistin Hashemi, die bisher unter dem Namen Horáková publizierte, leistet in dieser kompakten Monographie in guter Brüner und Familientradition (ihr Vater war Milan Kopecký, der bekannte 2006 verstorbene Kenner der alttschechischen und barocken Literatur) einen wichtigen Beitrag zu einem weiteren Kennenlernen der immer noch nicht ausreichend erforschten tschechischen Literatur der Barockzeit. Sie stellt das Leben und Werk des zu Lebzeiten hoch geschätzten Predigers Karel Račín (ca. 1660–1711) aus dem Theatinerorden vor.

Als erstes bewertet sie in ihrer Publikation die bisherige Fachliteratur zur tschechischen Barockhomiletik (S. 6–24; hyperkritisch zu J. Vašica, hypokritisch zu L. Pavera), widmet dann zwei Seiten dem Leben Račíns (25–26; trotz der erwähnten dürftigen Quellenlage würde man eine klare Aussage zu seiner Wirkungsstätte erwarten, man kann also nur aus dem Kontext annehmen, dass es das Prager Kloster des Ordens war) und zwei Seiten (27–28) der Übersicht seines Werks und seiner Stellung in der bisherigen Fachliteratur. In den folgenden vier Kapiteln werden der Inhalt, die Komposition und die rhetorischen bzw. poetischen Mittel der vier in tschechischer Sprache publizierten homiletischen Werke Račíns analysiert.

Die Predigtsammlungen behandeln thematisch die Fastenzeit (auf S. 51 zitiert die Autorin eine Parallele zur K. H. Máchas Apotheose der geliebten Mutter Erde, die sie in Račíns Postille „Čtyry živlové“ gefunden hat), die Sonntagslesungen des Kirchenjahres und die Feste der Heiligen. Die Verfasserin behandelt ausführlich den motivisch-thematischen Aufbau der Predigten samt Anwendung der Exempla und insbesondere die poetischen Mittel, mit denen Račín seine Homilien ausschmückt. Wie damals üblich, wurden zahlreiche Zitate in die Homilien eingebaut, so dass die Ansprachen manchmal gelehrt wirken. Dem gegenüber stehen exemplarische Verweise auf den Alltag. Die Predigt bleibt somit für ein breites Publikum attraktiv. Deren Sprache ordnet die Verfasserin dem hohen Stil zu, sonst wird sie nicht charakterisiert; die leider kurzen und seltenen Textproben bezeugen allerdings, dass die Sprache kultiviert, lebendig und leicht verständlich war.

Der Text der vorliegenden Monographie lässt bedauerlicherweise an vielen Stellen die bei einer Fachpublikation notwendige Sorgfalt und Korrektheit vermissen. Im ganzen Buch sind zahlreiche Druckfehler zu finden, v. a. in einigen Absätzen, die offensichtlich nachträglich eingefügt wurden, z. B. im ersten Absatz auf S. 23: in der 3. Zeile fehlt das reflexive *se*, in der 4. steht *dale* statt *dále* und *Nistchovými* statt *Nitschovými*, in der 6. Zeile *prace* statt *práce* im nicht verständlichen Satz *Jako materiállově práce a přínosné se na první pohled jeví právě konkrétně uvedené tematiky*. Oder auf S. 99, 3. Absatz: in der 4. Zeile *hromaději řečnických figur* statt *hromadění ...*, in der 6. Zeile *nejzdařilejsich* statt *nejzdařilejších*, in der 7. Zeile statt *mementem věčného spasení* soll stehen *mementem věčného zatracení*, in der 10. Zeile *Račínovy se už zčásti nepodařilo* statt *Račínovi ...*, in der letzten Zeile auf S. 99 *Bezproblémové* statt *Bezproblémové*. Wie schon aus zwei obgenannten Beispielen ersichtlich, verzerrten die fehlerhaften Formen den Satzinn, wie auch auf S. 19, Zeile 22 *Vieria s homiletikou primárně spojené nemáme* statt wohl ... *spojeného ...*, oder auf S. 28, Zeile 14 ... *Račínova exempla, jež hodnotí v porovnání se Šteyerem jeho jako méně zdařilé, druhé jako neobratné* statt ... *v porovnání se Šteyerem jedno ...*, auf S. 31 unten ... *na protikladu falešného světa světského a pravého světla duchovního* statt ... *světa duchovního ...*, und mehrere weitere ähnliche Verzerrungen. Die Namen der Heiligen sollten die im Tschechischen geläufige Form haben, z. B. *Kateřina Sienská* und nicht *Kateřina Senenská* (S. 79), oder *Bernardin* (!) *Sienský* und nicht *Bernard Senenský* (S. 45, 46). Eine mangelhafte Kenntnis der älteren tschechischen Realien verrät die Formulierung ... *mýtus o záchraně Vršovce knížete Jaromíra služebníkem Hovorou* (S. 66): Jaromír war jedoch ein Přemyslide, der bei der Jagd vom verfeindeten Geschlecht der Vršovci gefangen und von Hovora gerettet wurde.

Trotz der aufgezeigten Schwächen ist die Studie der Brüner Bohemistin verdienstvoll. Sie belegt, dass die von der älteren tschechischen Literaturwissenschaft in Frage gestellte literarische Qualität der tschechischen Homiletik der Barockzeit dem damaligen Usus entsprechen hat und gerade bei Račín ziemlich hoch gewesen ist.

Josef Vintř  
 Institut für Slawistik der Universität Wien  
 Universitätscampus AAKH, Hof 3  
 Spitalgasse 2, A-1090 Wien  
 josef.vintr@univie.ac.at

Polnische Literatur im europäischen Kontext. Festschrift für Brigitte Schultze zum 65. Geburtstag, hg. v. Frank Göbler (= Arbeiten und Texte zur Slavistik Bd. 77), München (Otto Sagner) 2005, 291 S.

Die Festschrift für Brigitte Schultze besteht aus fünfzehn wissenschaftlichen Beiträgen (dazu kommt ein der Jubilarin gewidmetes Gedicht von Tadeusz Różewicz), die ein breites Spektrum von Themen und methodologischen Zugängen abdecken. Neben Arbeiten zum Werk einzelner prominenter Autoren (Schulz, Gombrowicz, Szymborska u. a.) finden sich Beiträge zu aktuellen – etwa zum polnischen Europadiskurs – wie auch traditionellen – zur Rezeption polnischer Autoren im deutschen Raum – Fragestellungen, ergänzt durch interdisziplinäre Studien, die eine Verbindung zur Kultur-, Theater- und Übersetzungswissenschaft herstellen. Schon von daher lässt sich ein vielfältiger wissenschaftlicher Ertrag erwarten, der von der Lektüre der einzelnen Beiträge auch bestätigt wird.

Im ersten Beitrag, „Das ‚principium individuationis‘. Nietzscheanische Motive im Werk von Bruno Schulz“ (S. 13–34) unternimmt Włodzimierz Bołeckci einen auf den ersten Blick gewagten Versuch – er liest das so häufig interpretierte Werk des jüdischen Erzählers aus Drohobycz auf dem Hintergrund von Friedrich Nietzsches Kunsttheorie, von dessen Unterscheidung zwischen dem Apollinischen und dem Dionysischen. Schulz' Texte seien demzu-



folge eindeutig dionysische Kunst im Sinn der in der *Geburt der Tragödie* vertretenen Auffassungen, sie trachteten über ihre groteske Metaphorik die Vereinheit zwischen Wort und Sache wiederherzustellen, ihr musikalischer Charakter entspräche dem ebenso wie das Prinzip der Panmaskerade. Der Autor argumentiert im Wesentlichen typologisch mit gemeinsamen Überzeugungen vom Wesen des Kunstwerks und führt schließlich die Moderne im weiteren Sinn als jenen Kontext an, der die Rezeption nietzscheanischer Ideen bei Schulz vermittelt hätte. Und er geht in seiner Arbeit auch auf das Hauptargument gegen seine These, dass sich nämlich das Werk von Bruno Schulz vorrangig aus der jüdischen Tradition erklären lasse, ein, indem er diese und seine Interpretation als zwei diametral entgegengesetzte, aber einander nicht ausschließende Hypothesen in „paradoxe[r] Koexistenz“ (S. 30) belässt.

Es ist ein interessanter Neuanfang in der Schulz-Forschung, den Bolecki hier vorlegt, der aufgrund seiner Argumentation beeindruckt und der mit der Bezugnahme auf die jüdische These auch den eigenen Geltungsanspruch einschränkt. Kritisch in Bezug auf die deutsche Übersetzung des Beitrags wäre die Wiedergabe von poln. „modernizm“ mit „Modernismus“ (z. B. S. 31) anstelle von „Moderne“ bzw. in Bezug auf das Lektorat die Verwechslung der Namen „Schulz“ und „Nietzsche“ („Leśmian las Schulz [gemeint: Nietzsche] über Bergson, Nałkowska und Gombrowicz lasen Nietzsche über Schopenhauer“ S. 31) anzumerken.

So wie Bolecki neue Wege in der Schulz-Forschung beschreitet, so eröffnet Maria Podraza-Kwiatkowska mit ihrem Aufsatz „*Pornografia Witolda Gombrowicza i Liaisons dangereuses Choderlos de Laclos*“ (S. 187–198) neue Aspekte der Gombrowicz-Forschung. Auch in diesem Fall gibt es keine – bekannten – genetischen Beziehungen zwischen Gombrowicz und dem französischen Autor des 18. Jahrhunderts, dafür aber frappierende Ähnlichkeiten in der Makro- und Mikrostruktur der beiden Texte, die für eine intertextuelle Beziehung zwischen beiden Romanen sprechen. Auch Podraza-Kwiatkowska ist weit davon entfernt, die Ergebnisse ihrer eindrucksvollen Studie zu verabsolutieren, sie überlässt es dem Leser, solche Spuren wahrzunehmen oder nicht. Nimmt er sie aber wahr, so werfen sie ein neues Licht auf die Beziehungen Gombrowicz zur französischen Literatur und lassen somit auch ein feedback auf persönliche Interessen und Vorlieben des Autors zu, die sich in der unterschiedlichen Behandlung eines ähnlichen Stoffes durch Gombrowicz und einen fast zweihundert Jahre älteren Autor zeigen. Auch dieser Beitrag passt hervorragend in das Rahmenthema des ganzen Bandes, indem er den europäischen Kontext auf Frankreich hin ausweitet.

Einmal mehr rücken sowohl Gombrowicz wie auch Nietzsche in Franz Norbert Menne-meiers Aufsatz „Unschuld des Werdens“. Anmerkungen zu Witold Gombrowicz' *Pornografia*“ (S. 173–186) ins Blickfeld. Unter Zuhilfenahme der Tagebücher von Gombrowicz zeigt der Verfasser, wie sehr sich Nietzsches Begriff der „Unschuld des Werdens“ als Schlüssel zum Verständnis von Gombrowicz' *Pornografia* eignet. Dieser Aufsatz ist umso beachtenswerter, als der Verfasser, wie er in einer Fußnote eingesteht, kein Polnisch kann und also auf die Übersetzungen angewiesen ist; auch ist ihm deshalb der Großteil der einschlägigen Fachliteratur, die auf diese Beziehung schon mehrfach eingegangen war, nicht zugänglich. Wahrscheinlich verdankt Menne-meiers Arbeit ihre Qualitäten gerade der ‚unverbildeten‘ Sicht des Außenstehenden, der auch vor kritischen Bemerkungen in Bezug auf den Meister nicht zurückscheut. Dazu kommt eine essayistische Leichtigkeit der Sprache, die die Lektüre des Aufsatzes zu einem Vergnügen macht.

Zu den gut gelungenen Beiträgen dieses Bandes gehört ohne Zweifel auch Dörte Lütvoigts „Zur Rolle des Zufalls in den Gedichten von Wisława Szymborska“ (S. 103–124). Bereits 1998 hatte die Verfasserin ein Buch zu Szymborska vorgelegt („Untersuchungen zur Poetik der Wisława Szymborska“), in diesem Aufsatz geht sie mit der Analyse eines kleineren Korpus aus dem ohnehin nicht sehr umfangreichen Werk der Nobelpreisträgerin erheblich über ihre damalige Arbeit hinaus und liefert sowohl eine theoretisch fundierte, philosophisch-logistische Analyse der Kategorie des Zufalls wie auch darauf aufbauende, überzeugende Einzelinterpretationen ausgewählter Gedichte, die vor allem die epistemologische Dimension des Zufalls in der poetischen Welt der Dichterin herausstellen, das gedankliche Spiel mit dem Möglichen als Ergänzung zur Welt des Faktischen, das für Szymborskas Dichtung von zentraler Bedeutung ist.

Weniger zu überzeugen vermag der theoretisch orientierte Beitrag von Mieczysław Dąbrowski, „Literatura XX wieku w perspektywie porównawczej (modernizm, awangarda, post-modernizm)“ (S. 35–56), der schon vom Titel her nicht eindeutig ist; man könnte, ganz im

Sinne des Titels der ganzen Festschrift, an den europäischen Kontext der genannten Epochen der polnischen Literatur des 20. Jahrhunderts denken, es geht aber um einen generellen typologischen Vergleich dieser drei Epochen, der die spezifische Stellung der polnischen innerhalb der europäischen Literatur kaum berücksichtigt. Der Verfasser beweist seine gute Vertrautheit mit den Positionen zeitgenössischer Kultur- und Literaturwissenschaft (wenngleich diese allesamt in polnischer Übersetzung zitiert werden), um daraus zwei mögliche Auffassungen über das Verhältnis der Postmoderne zu Avantgarde und Moderne abzuleiten: die Postmoderne als Kontinuität bzw. als Negation der vorhergehenden Epochen. Er bezieht eindeutig Stellung für die erste Auffassung, was durchaus nachvollziehbar, wenn auch nicht sehr originell ist. Man hätte sich mehr über den polnischen Beitrag gerade zur Postmoderne im europäischen Vergleich erwartet. Auch in diesem Beitrag finden sich orthographische Fehler: eine Form „leczy“ (S. 44) statt der Konjunktion „lecz“ erweckt den in diesem Kontext verwirrenden Eindruck eines Verbs (3. Ps. Sg. von „leczyć“), aus der „theodycea“ ist, wenn auch im Genetiv, eine „theodycei“ geworden (S. 47), und der Titel von Jerzy Andrzejewskis Roman *Lad serca* ist zu „ad zie serca“ verstümmelt (S. 50).

Innovativ und erfrischend neu wirkt hingegen Walter Koschmals Aufsatz „Europa mit der Seele suchen. Polen zwischen Mythen und Metaphern“ (57–88), einer über die reine Literaturwissenschaft hinausgehenden, im besten Sinn des Wortes kulturwissenschaftlichen Arbeit. Ausgehend von der These, dass Mythen ideologisch verfestigte Konstrukte von Vergangenheit transportieren, Metaphern hingegen für das Utopische unumgängliche Vorentwürfe seien – einer These, die man auch anfechten kann! –, zeigt der Verfasser anhand von Essays verschiedener Autoren Mythen im polnischen Europadiskurs des 20. Jahrhunderts, wie etwa die Ost-West Dichotomie, auf, und verweist zugleich auf Ansätze zu deren Überwindung. So etwa bei Stanisław Vincenz (vom Verfasser versehentlich als „Huzule“ bezeichnet – S. 70 – Vincenz hat sich zwar intensiv mit der Kultur der Huzulen befasst, war selbst aber kein Huzule!), der mit der Aufwertung des Regionalen eine Alternative zur Ost-West Achse gibt, oder Leszek Kołakowski, dessen Konzept einer „europäischen Kultur“ auch zu deren Überwindung beiträgt. Bei Kołakowski, bei Andrzej Szczypiorski und Adam Krzemiński finden sich laut Koschmal auch schon Metaphern, die den Diskurs für ein utopisches Projekt Europa eröffnen.

Die „Zeit der Metapher“ im polnischen Europadiskurs sieht Koschmal mit den Essays von Andrzej Stasiuk angebrochen, der endgültig mit der mythenbefrachteten Geschichte seines Raums bricht und diesen in einer virtuellen Geographie neu entwirft, extrem subjektiv und in einer spielerischen Art und Weise, die allen Hoffnungen und Träumen in bezug auf das neue Europa Raum gibt. Stasiuks Europa-Konzept von radikal individuellem Zuschnitt stellt für den Verfasser einen essentiellen polnischen Beitrag zum aktuellen Europadiskurs dar.

Es ist eine effizient formulierte These, die beim ersten Lesen besticht, bei weiterem Nachdenken aber doch Fragen aufkommen lässt, vor allem in Bezug auf die eingangs vorgestellte Antithese von Mythos und Metapher. Gerade die Mythologisierung der Welt der Huzulen in St. Vincenz' *Na wysokiej poloninie* (Koschmal stützt sich bei seinen Überlegungen auf die Essays des Autors) macht die ethnographische Beschreibung zum universalen Modell, ganz im Unterschied zur ideologischen Verengung, und auch Stasiuks virtuelle Geographie basiert auf mythopoetischen Verfahren, wie wir sie aus archaischen Vorstellungen kennen. Mythos und Metapher scheinen also nicht so weit auseinander zu liegen, wie in diesem Fall angenommen, es ist durchaus möglich, die Metapher als eine (Ausdrucks-)Weise mythischer Weltansicht etwa im Sinn von O. M. Frejdenberg zu verstehen.

Witold Kośnys Aufsatz „Die deutsche Erstrezeption von Adam Mickiewiczs *Konrad Wallenrod*“ (S. 89–102) geht zum einen auf die politischen Bedingungen der Rezeption dieses Textes in Deutschland nach dem Scheitern des polnischen Novemberaufstands von 1830/31 ein, um auf diese Weise dessen Hoch- und Überschätzung zu erklären; er geht zum anderen kritisch mit der in der Forschung immer wieder tradierten, aber nicht begründeten Meinung, Karoline Jaenisch hätte die erste Übersetzung ins Deutsche angefertigt, ins Gericht, um dann ausführlich die beiden ersten Übersetzungen von K. L. Kannegießer und L. Nabeliak / J. B. Werner zu besprechen und im Hinblick auf das Original zu vergleichen.

Eine ähnlich solide und interessant zu lesende Studie aus dem Bereich der literarischen Rezeption hat Ulrich Steltner mit seinem Beitrag über „Kruczkowski und die Deutschen“ (S. 221–234) geliefert, der sich auf die Rezeption von Kruczkowskis bekanntestem Drama, *Niemcy* (dt. *Die Sonnenbruchs* oder *Die Sonnenbrucks*), beschränkt und die je verschiedene

Aufnahme dieses Stücks in der DDR und der BRD in den 50-er Jahren rekonstruiert. Dabei wird die Rolle jenes Epilogs herausgearbeitet, den Kruczkowski speziell für die deutsche Erstaufführung geschrieben hatte und der für eine diametral unterschiedliche Deutung des Stücks bei der westlichen und östlichen Kritik ausschlaggebend war. Auch in diesem Beitrag wird Rezeptionsgeschichte als Teil einer politischen Geschichte gezeigt, die für das deutsch-polnische Verhältnis von besonderer Relevanz ist.

Auch Marek Zyburas Aufsatz „Wokół autorstwa niemieckiego przekładu *Chłopów* Władysława St. Reymonta“ (S. 259–270) lässt sich in die Reihe der rezeptionsgeschichtlichen Beiträge in diesem Band einordnen. Ähnlich wie Kośny in Bezug auf Karoline Jaenisch als Erstübersetzerin von *Konrad Wallenrod* übt auch Zybura an der von der deutschen Erstausgabe des Romans belegten Ansicht, Jan Kaczkowski (unter dem Pseudonym Jean Paul d'Ardeschah) sei der Autor dieser Übersetzung, Kritik. Aufgrund neuer Archivmaterialien aus der Handschriftenabteilung der Universitätsbibliothek Wrocław kann er überzeugend nachweisen, was als Vermutung schon seit den 1950er Jahren bestand: Kaczkowski hätte allein nie eine so gute deutsche Übersetzung liefern können, er musste in der Person von Carl Hauptmann, dem Bruder des berühmten Gerhard Hauptmann, einen Berater, Mitarbeiter und Korrektor gehabt haben. Zyburas Gang durch die Forschungsgeschichte, seine Rekapitulation des Streits um den eigentlichen Autor der Reymont-Übersetzung, liest sich spannend und zeigt, dass auch auf den ersten Blick periphere Fragen durchaus Stoff für wissenschaftliche Auseinandersetzungen geben.

Eine Reihe von Beiträgen haben, einem Forschungsschwerpunkt der Jubilarin Rechnung tragend, theaterwissenschaftlichen Charakter. So der Aufsatz von Peter W. Marx „Wiedergänger der Geschichte. Zur Frage des Zitats auf dem Theater“ (S. 139–154), der die unterschiedliche Funktion von Zitaten an einem deutschen (Heiner Müllers *Germania 3*) und einem polnischen Stück (Tadeusz Kantors *Wielopole, Wielopole*) auf dem Hintergrund einer theaterwissenschaftlichen Reflexion über die Möglichkeit des Zitats als solchem im Stück darstellt. Auch diese Arbeit hat interdisziplinären Charakter, verbindet literatur- und theaterwissenschaftliche Ansätze, vermag theoretische Positionen gut mit Material aus der Praxis zu illustrieren und dabei typische Unterschiede zwischen einem deutschen und einem polnischen Autor aufzuzeigen.

Vergleichbar mit dieser Arbeit ist der Beitrag von Małgorzate Sugiera, „Auf der Suche nach dem Realismus. Das polnische Drama der letzten fünfzehn Jahren [sic! der Druckfehlerteufel hat sich hier bereits in den Titel eingeschlichen] im europäischen Kontext“ (S. 235–248), in dem zunächst auch das theoretische Konstrukt „Realismus“ kritisch hinterfragt und durch „Realismus-Effekt“ ersetzt wird, bevor dieser im europäischen Kontext – vor allem anhand des englischen und russischen Dramas – exemplarisch aufgezeigt wird. Der spezifisch polnische Beitrag zum Realismus-Effekt kommt dabei etwas zu kurz; Autoren und Stücke aus der Anthologie *Pokolenie porno* werden zwar erwähnt, man würde sich aber eine ausführlichere Analyse wünschen, welche die Relevanz des neuen theoretischen Zugangs deutlicher machte.

Auch Herta Schmidts Beitrag „Jerzy Szaniawskis Komödie *Ptak* (*Der Vogel*) zwischen Kitsch und Kunst“ (S. 203–220) könnte man wenn schon nicht zu den theaterwissenschaftlichen, so doch zu den dramentheoretischen Arbeiten in diesem Band zählen. Diese Untersuchung, extrem textanalytisch orientiert, will anhand der Symbolbedeutung des im Titel genannten Vogels auch die Frage nach der Epochenzugehörigkeit des Autors entweder zum Symbolismus der Jahrhundertwende oder zur Literatur der Zwischenkriegszeit klären. Während die Frage nach der Qualität des Symbols im Sinne Umberto Ecos mittels einer langen und komplizierten Textanalyse geklärt wird, bleibt die Plausibilität der auf diese Weise ermittelten Zuordnung zu der bzw. den (beiden) genannten Epochen unklar. Gerade in der polnischen Literatur ist der Symbolismus nur eine (und wohl nicht die wichtigste) Spielart der Moderne, so wie auch der „psychologische Realismus“ nur eine von den vielen ästhetischen Varianten der Zwischenkriegszeit darstellt.

Auf die Gattung „Drama“ nehmen zwei weitere Beiträge in diesem Band bezug, die außerdem beide einem intertextuellen methodologischen Ansatz verpflichtet sind, beide aber in der Qualität der Durchführung hinter den bereits besprochenen Arbeiten zurückstehen. Ewa Makarczyk-Schuster liest Janusz Głowackis *Vierte Schwester* (*Czwarta siostra*) auf dem Hintergrund von A. P. Čechovs *Drei Schwestern* (*Tri sestry*) (S. 125–134), eine Lektüre, die schon vom Autor suggeriert wird, ohne aber zu einer wirklich schlüssigen vergleichenden

Analyse zu kommen. Die Mikro- und Makroebene werden beim Vergleich nicht konsequent getrennt, die Bemerkungen zu Zeit und Raum in beiden Stücken kommen über Ansätze nicht hinaus, terminologische Schwächen in Begriffen wie „Handlungsthema“ (S. 129) und orthographische Probleme mit russischen Eigennamen („Plisieczkaja“ statt „Pliseckaja“ S. 133) kommen dazu. Ein Hinweis auf die fast zur selben Zeit entstandene Čechov-Travestie von Slawomir Mrozek in *Miłość na Krymie* hätte der Untersuchung gut getan.

Auch Maria Maskala's Aufsatz „Die ‚intertextuelle Revolution‘ in Slowackis romantischem Drama *Balladyna*“ (S. 155–172) verspricht mehr als er hält, vor allem deshalb, weil hier Phänomene, die aus der Romantik oder auch der Moderne bekannt sind, allesamt für eine (postmoderne) Intertextualität rekrutiert werden. Dazu kommen zweifelhafte Aussagen hinsichtlich der philosophischen Voraussetzungen (Kant im Kontext des Deutschen Idealismus – S. 166, die Sprachskepsis der Moderne bereits bei Herder und Humboldt – S. 168), seltsam anmutende Begriffe wie „Höhenkammliteratur“ (S. 170), orthographische Schwächen („Karpinski“ statt „Karpiński“, „rokkokowy“ statt „rokokowy“ S. 159) und nicht exakte Übersetzungen (poln. „zakrystian“ wird mit dt. „Organist“ anstatt mit „Küster“, „Mesner“ wiedergegeben – ebd.).

Eine Sonderstellung nimmt in diesem Band Elżbieta Tabakowskas Aufsatz „O relacjach osobowych w przekładzie“ (S. 249–258) ein, stellt er doch den einzigen übersetzungswissenschaftlichen Beitrag dar. Ausgehend von einem ausführlich vorgestellten theoretischen Modell geht die Verfasserin auf deiktische Elemente im Text ein, welche persönliche Bezüge des Erzählers enthalten, die bei einer nur auf Adäquatheit bedachten Übersetzung verloren gehen. Das wird im folgenden an zwei konkreten Beispielen aus der polnischen Übersetzung von Norman Davies Buch *Rising 44* gezeigt, wo sowohl bei der Wiedergabe bestimmter Verbalformen und noch mehr bei der Übertragung von Präpositionen des Ortes standpunktbedingte Abhängigkeiten in der Zielsprache nivellierend bzw. falsch wiedergegeben werden – eine kommentierende Übersetzung bietet sich hier als einziger Ausweg an. Auch dieser Beitrag zeichnet sich durch ein gut ausgewogenes Verhältnis von Theorie und Praxis aus.

Der Band, der zweifelsohne nicht nur von Polonisten, sondern auch von vielen anderen an der polnischen Kultur Interessierten mit großem Gewinn gelesen werden kann, wird von einem Schriftenverzeichnis der Jubilarin, Prof. Brigitte Schultze, Professorin für Polonistik an der Universität Mainz, und, wie der Herausgeber im Vorwort treffend bemerkt, „Vollslavistin“, abgeschlossen. Dieses Verzeichnis dokumentiert nicht nur die wissenschaftliche Leistung von Frau Schultze, es stellt auch die Breite und die Relevanz literatur- und kulturwissenschaftlichen Arbeiten auf dem Gebiet slavischer Literaturen unter Beweis.

Alois Woldan  
 Institut für Slawistik der Universität Wien  
 Universitätscampus AAKH, Hof 3  
 Spitalgasse 2, A-1090 Wien  
 alois.woldan@univie.ac.at

Vorwärts, ihr Kampfschildkröten. Gedichte aus der Ukraine, hg. v. Hans Thill (= Poesie der Nachbarn – Dichter übersetzen Dichter Bd. 18), Heidelberg (Verlag Das Wunderhorn) 2006, 185 S.

Eine Anthologie zeitgenössischer ukrainischer Dichtung stellt auf dem deutschen Buchmarkt immer noch eine Rarität dar, die als solche schon Beachtung verdient. Die vorliegende Auswahl verdient darüber hinaus Aufmerksamkeit, als sie zum einen repräsentative Autoren aus drei Generationen (Emma Andijews'ka, Jurij Andruchovyč, Natalka Bilocerkyvec', Andrij Bondar, Oleh Lyšeha und Serhij Žadan) versammelt, zum anderen aber die Übertragungen von deutschen Lyrikern (Michael Donhauser, Oskar Pastior, Joachim Sartorius, Hans Thill und Anja Utler) und nicht von literarischen Übersetzern stammen. Weil die deutschen Dichter offenbar nicht Ukrainisch verstanden, wurden für sie Interlinearübersetzungen angefertigt,

wobei auch deren Verfasser – Petro Rychlo und Stefaniya Ptašnyk – als Übersetzer deutscher Dichtung ins Ukrainische ausgewiesen sind. Dazu kommt, dass auch die ukrainischen Originale in diese Anthologie aufgenommen wurden, so dass man von nahezu idealen Voraussetzungen für die Präsentation einer im deutschen Raum immer noch ziemlich unbekanntem Literatur sprechen kann. Positiv zu erwähnen ist auch das profunde Nachwort von Petro Rychlo samt den Kurzporträts der ukrainischen Autoren von ihm und der Mit-Interlinearübersetzerin.

Ein großes Lob gebührt der Auswahl, die natürlich nicht auf inzwischen gut im deutschen Raum etablierte Namen wie Jurij Andruchovyč und Serhij Žadan sowie den in ihrem Fahrwasser ziehenden Andrij Bondar verzichten wollte, aber darüber hinaus mit Natalka Bilocer-kivec, Oleh Lyšeha und Emma Andijevs'ka überaus wichtige, bei uns kaum bekannte Dichter aufgenommen hat. Lyšeha und Andijevs'ka waren bisher überhaupt nicht in deutscher Übersetzung zugänglich. Liest man deren Beiträge im vorliegenden Band, so bekommt man einen eindrücklichen Beweis vom Gewicht ihrer lyrischen Stimme und ist nachträglich von der Richtigkeit dieser Auswahl überzeugt. Das Nebeneinander von Original und Übersetzung (in vielen Fällen sogar zwei und mehreren Übersetzungen ein und desselben Gedichts) reizt zum Vergleich und zur Übersetzungskritik, welche auch einige Mängel an diesem Band zutage bringt, die man aufgrund der erwähnten quasi idealen Konstellation nicht vermutet hätte.

Schon bei Andruchovyč, der mit einer stattlichen Auswahl von Gedichten aus neuester Zeit den Band eröffnet, stößt man auf übersetzerische Lösungen, die sich offensichtlich dichterischer Freiheit verdanken, den philologischen Übersetzer aber doch nach den Gründen für diese Umdeutung fragen lassen, wenn z. B. aus einer „direkten“ Frage („Це було надто пряме запитання“ S. 10) eine „richtige“ Frage wird („Dies war eine allzu richtige Frage“ S. 11) oder ihre „Gegenwart“ („її присутність“) durch ihre „Art“ (S. 13) ersetzt wird, wobei der Kontext nicht immer zur Legitimation dieser Ersetzungen herangezogen werden kann. Auf S. 31 scheint sich trotz Interlinearübersetzung ein Missverständnis eingeschlichen zu haben – man liest in einem Text über den polnischen Zeitgenossen Andrzej Stasiuk: „In seinem Europa wird *nicht mehr* für Europa geworben“ – das ukr. „В його Європі вже рекламують Європу“ wäre mit „In seinem Europa wirbt man *bereits* für Europa“ zu übersetzen – und wundert sich über diese Art von Interpretation. Bei der Übersetzung von zwei anderen Gedichten ist jeweils eine Zeile des ukrainischen Originals und damit eine semantische wie auch formale Einheit weggefallen (S. 19 u. 20 bzw. 22 u. 23), wobei sich vor allem der zweite Verlust nicht nachvollziehen lässt:

S. 21: 3 першими двома все ясно: росіянин, татарин.

Але той третій? Куди с таким прізвиськом?

S. 23: Die beiden ersten, klar: das sind ein Russe und ein Tatare.

Die fehlende zweite Zeile dieses kurzen Absatzes könnte man mit „Aber dieser dritte? Was tun mit so einem Nachnamen?“ übersetzen, sie ist im gegebenen Kontext ganz und gar nicht überflüssig. Auch manche deutsche Formulierungen muten seltsam an, wenn es etwa auf S. 30 heißt: „Das ist François Villon, den man aus irgend einem Grund nicht erhängt hat“ – man würde eher „gehenkt“ oder auch „aufhängt“ erwarten.

Damit aber genug einer vielleicht kleinlich anmutenden philologischen Kritik, es gibt auch andere Probleme, die man anhand der hier versammelten Übersetzungen diskutieren kann. So stammen zehn der elf Andruchovyč-Gedichte aus seiner letzten Phase (in der Ukraine erst 2004 veröffentlicht), in der er, unter dem Eindruck eines Amerika-Aufenthalts bzw. der New Yorker Lyrik, eine neue Form gewählt hat, die des langen Prosagedichts, das auf Reim und Rhythmus verzichtet und nur mehr die besondere graphische Anordnung der Zeilen bzw. Absätze beibehält. Ein einziges Gedicht, „Das Einhorn“ („Єдиноріг“ S. 24) ist in gebundener Form, es zeigt einen ganz anderen Andruchovyč, der sich mit Texten dieser Art, witzig und frech, wenn auch gereimt, als „Patriarch“ der Gruppe Bu-Ba-Bu vor fast zwanzig Jahren einen Namen gemacht hat. Die Auswahl in den „Kampfschildkröten“ stellt dem deutschen Leser nur den „neuen“ Andruchovyč vor, im Unterschied zu dem, den der ukrainische Leser aus einem halben Dutzend von Lyrikbänden kennt. Wie aber geht man übersetzerisch mit dem „alten“ Andruchovyč um? Hans Thill verzichtet bei der Übersetzung des „Einhorns“ auf Rhythmus und Reim, mit der Ausnahme eines einzigen Reimpaars (halb Binnen-, halb Endreim: „Das Einhorn gefällt, schlafe ich auf dem Rücken / neben ihm ein, gepfählt“ S. 25)

– soll dieses Zitat aus einer anderen Konvention darauf verweisen, dass dieser Text zwar dort-hin gehört, diese Konvention aber beim deutschen Leser lang schon „out“ ist?

Auf Andruchovyč folgt Andrij Bondar mit ebenso langen freien Versen, Texten, die vom persönlichen Erlebnis und einer sehr subjektiven Reflexion leben und diese nicht immer in eine allgemeingültige Dimension überführen können. Bei den Texten Bondars wird zum ersten Mal ein Original („Тільки не відштовхуй мене“ S. 66) mit zwei verschiedenen Übersetzungen konfrontiert („Weis mich nur nicht ab“ S. 68 ff. bzw. „nur wende dich bitte nicht ab“ S. 70), wobei sich mit den deutlich unterschiedlichen übersetzerischen Strategien von Michael Donhauser und Oskar Pastior eine weitere interessante Dimension des Vergleichens aufbaut. Donhausers Übersetzungen, gleich ob es um Texte von Andruchovyč, Žadan, Bilocerkiwec’ u. a. geht, tendieren mit einer fast identischen Länge aller Zeilen zu einer quasi neuen Gebundenheit der lyrischen Rede, die durch zahlreiche Enjambements sowie einen spezifischen Prosa-Rhythmus verstärkt wird. Die Kurzzeile drängt zur Beschränkung hinsichtlich des Wortmaterials, was angesichts der Länge der bisweilen ausufernden Originale als durchaus positiv empfunden wird. Oskar Pastior hingegen neigt zur Paraphrase, seine Übersetzungen werden noch länger als das Original, bestechen aber durch sprachliche Kreativität und Interpretation des Ausgangstexts; sie lassen sich am ehesten als „Nachdichtungen“ qualifizieren. Man kann wohl keine generelle Entscheidung darüber treffen, welche dieser beiden Übersetzungen „besser“ oder auch nur „angebrachter“ ist, und das Nebeneinander beider Varianten (eine kluge Entscheidung des Herausgebers!) ist sicher auch als ein Plädoyer für beide Möglichkeiten zu werten.

Bei Serhij Žadan wird vermehrt auf das Prinzip der doppelten Übersetzung zurückgegriffen, wobei zu den deutlich unterschiedlichen Varianten von Donhauser einerseits und Pastior andererseits (vgl. das Gedicht „Grosshändler“ S. 85 f. bzw. „engrossisten“ S. 86 f. für ukr. „Оптовики“ S. 84) nun viel ähnlichere kommen, wie die „Hanfsammler“ von Hans Thill (S. 93 f.) und von Anja Utler (S. 94 f.), die einander schon in der Übersetzung des Titels, „Збирачі конопель“ (S. 92), gleichen. Aus diesem Text stammen übrigens auch die ominösen „Kampfschildkröten“, die dem ganzen Band seinen Namen gegeben haben (auch die Übersetzung von „бойові черепахи“ (S. 92) mit „Kampfschildkröten“ könnte man diskutieren). Der Vergleich dieser beiden Übersetzungen ist wenig ergiebig, er zeigt in bezug auf Anja Utler eine etwas größere Textnähe – z. B. „und das weckt die orangen Sterne aus dem Schlaf“ (S. 95) für ukr. „будячи зі сну помаранчеві зірки“ (S. 92) im Unterschied zu „den Schlaf der orangen Sterne stören“ (S. 93) bei Hans Thill (aus dem Nachwort erfährt man, dass Utler über russische Dichterinnen promoviert hat – sie müsste also auch einen gewissen Einblick ins Ukrainische haben). Für die Qualität der Übersetzung sind solche Unterschiede allerdings nicht maßgeblich.

Mit Natalka Bilocerkiwec’ kommt ab S. 100 der Anthologie eine deutlich andere lyrische Stimme zu Wort, als es in den wortgewaltigen Schöpfungen der Herren zuvor der Fall war. Ihre Gedichte sind kurz, sowohl was die Zeile wie auch die Gesamtlänge anbetrifft, sie sind in Strophen gegliedert und zum Großteil gereimt. Und auch dort, wo die Lyrikerin wohl nicht ohne Augenzwinkern von „freien Versen“ spricht (S. 118), verzichtet sie nie auf einen ausgeprägten Rhythmus; wenn sie vom traditionellen Endreim abgeht, verwendet sie doch Binnenreime. Die Übersetzer scheint das generell wenig beeindruckt zu haben, sie verzichten mit einer Ausnahme alle auf den Reim und zumeist auch auf die viel leichter beizubehaltende rhythmische Stimmigkeit. Auch die Vergleichbarkeit der Zeilenlänge von Original und Übersetzung scheint für manchen Übersetzer kein erstrebenswertes Ziel – so überträgt Hans Thill z. B. ein aus drei je vierzeiligen Strophen bestehendes Gedicht mit einer Silbenzahl von 13 – 12 – 13 – 12 mit einer Silbenzahl von 8 – 15 – 10 – 6 in der zweiten Strophe (S. 117). Einmal mehr scheint Michael Donhauser mit der ihm eigenen Tendenz zur Konstanz der Zeilenlänge und des rhythmischen Musters der Sprache des Originals am nächsten zu kommen, ebenso wie seine Bildhaftigkeit, nicht zu üppig und nicht zu blass, sehr gut der poetischen Welt der Dichterin entspricht. Hier ist – wie etwa bei der Übersetzung von „Сто років юності / Hundert Jahre Jugend“ (S. 115 f.), einem der bekanntesten Texte von Bilocerkiwec’, eine äquivalente Form der Übersetzung gefunden, der man die fehlenden Reime gern nachsieht. Was den Reim betrifft, so versucht der Herausgeber des Bandes, Hans Thill, bei der Übersetzung des letzten Gedichts von Bilocerkiwec’ mit Endreimen und einem (beinahe) konstanten Versmaß eine völlige Adäquatheit zu erreichen, um allerdings in der letzten Zeile der letzten Strophe

unvermittelt mit dem Prinzip des Reimens zu brechen („Wie Knöpfe von einem eleganten Gewand / hat sie die Sterne vom Himmel gerissen. / Mit einer Geste zielt die steinerne Hand / tief in mich hinein“ S. 124). Der Leser weiß nicht recht, wie er das verstehen soll – als „Offenlegung des Verfahrens“ im Sinne Šklovskijs etwa, um anzudeuten, dass dieses endgültig ausgedient hat, oder als Beweis dafür, dass man doch noch, wenn schon nicht so dichten, so doch in diese Konvention übersetzen kann?

Oleh Lyšehas Gedichte sind häufig in dreifacher Übersetzung aufgenommen, „Яструб“ als „Habicht“ (Joachim Sartorius, S. 126 f. und Michael Donhauser, S. 127 f.) bzw. als „Jastrub der Habicht“ (Oskar Pastior, S. 129 f.) sowie „Собака“, das von allen drei Übersetzern (Hans Thill, Oskar Pastior und Anja Utler) gleich mit „Der Hund“ (S. 130 ff.) wiedergegeben wird, während „Пісня 352“ einmal mit „352. Gesang“ (Pastior, S. 136), ein anderes Mal mit „Das Lied 352“ (Sartorius, ebd.) und ein drittes Mal mit „Lied 352“ (Thill, S. 137) übertragen wird. Lyšehas Texte sind in freien Rhythmen gehalten, hier gilt es die spezifische Bildhaftigkeit sowie den mit der dominierenden Kurzzeile gegebenen Rhythmus im Deutschen nachzubilden, was im Hinblick auf das erstere eine Stärke von Pastiors, hinsichtlich des anderen eine von Donhausers Übersetzungen zu sein scheint. Im Umgang mit dem Bibelzitat aus Mt. 7,7: „Стукайте, то й відчиниться вам“ / „Klopfet an, und es wird euch aufgetan werden“, das Lyšeha fast wortwörtlich übernimmt („Стукайте – і вам відчинять“ S. 136) vermag Thills Lösung („Klopft und es wird euch aufgetan“ S. 137) mehr zu überzeugen als die von Pastior („klopft nur an und jemand macht schon auf“ S. 136) oder von Sartorius („Klopft und er wird euch öffnen“ S. 137), welche jeweils ein unnötiges zusätzliches Subjekt („jemand“, „er“) einführen.

Mit Emma Andijevs'ka ist eine weitere höchst individuelle lyrische Stimme in diesem Band vertreten, die einmal mehr spezifische Anforderungen an die Übersetzer stellt. Mehrere der nicht gereimten Sonette der Dichterin hat Oskar Pastior hervorragend nachgedichtet, der der oft surrealistischen Bildhaftigkeit des Originals mit seinen freien Lösungen bestens gerecht wird (vielleicht hat man seinen Übersetzungen aus diesem Grund keine parallelen Lösungen zur Seite gestellt?). Dort, wo eines dieser Sonette von zwei anderen Übersetzern übertragen wird („Навколо Еврідики“ S. 152), ist wohl der Übersetzung von Joachim Sartorius gegenüber der von Anja Utler der Vorzug zu geben – deren sonderbare Vorliebe für Diminutiva, die noch dazu im Original nicht vorkommen, mutet fast grotesk an: „Die Chaiselongue: aus Erdbeeren – darauf Sirenen / füttert – Löffelchen – die Fischlein aus Türkisglanz“ (S. 153) gegenüber der Lösung von Sartorius: „Und auf dem Erdbeer-Diwan – eine Sirene / Die Türkisfische aus dem Löffel füttert“ (ebd.).

Alle die angeführten Einwände sollen aber nicht über die Tatsache hinwegtäuschen, dass dieser Band seinen festen Platz in der – immer noch leicht überschaubaren – Reihe der deutschsprachigen Anthologien ukrainischer Lyrik der letzten Jahrzehnte einnehmen wird, den er sowohl aufgrund seiner Auswahl wie auch der qualitativ hochstehenden Übersetzungen verdient.

Alois Woldan  
 Institut für Slawistik der Universität Wien  
 Universitätscampus AAKH, Hof 3  
 Spitalgasse 2, A-1090 Wien  
 alois.woldan@univie.ac.at

